BÖHTLINGK, ARTHUR

Schiller und das kirchliche Rom : Schillers Freiheitsdrang und Geistesflammen - und das "heilige Rom" - wie stimmt's zusammen? ; eine literaturhistorische Studie

Neuer Frankfurter Verl
1905

EOD - Millions of books just a mouseclick away! In more than 12 European countries!



Thank you for choosing EOD!
European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

■ Get the look and feel of the original book!
■ Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
■ *Search & Find:** Use the full-text search of individual terms
■ *Copy & Paste Text and Images:** Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)
*Not available in every eBook.

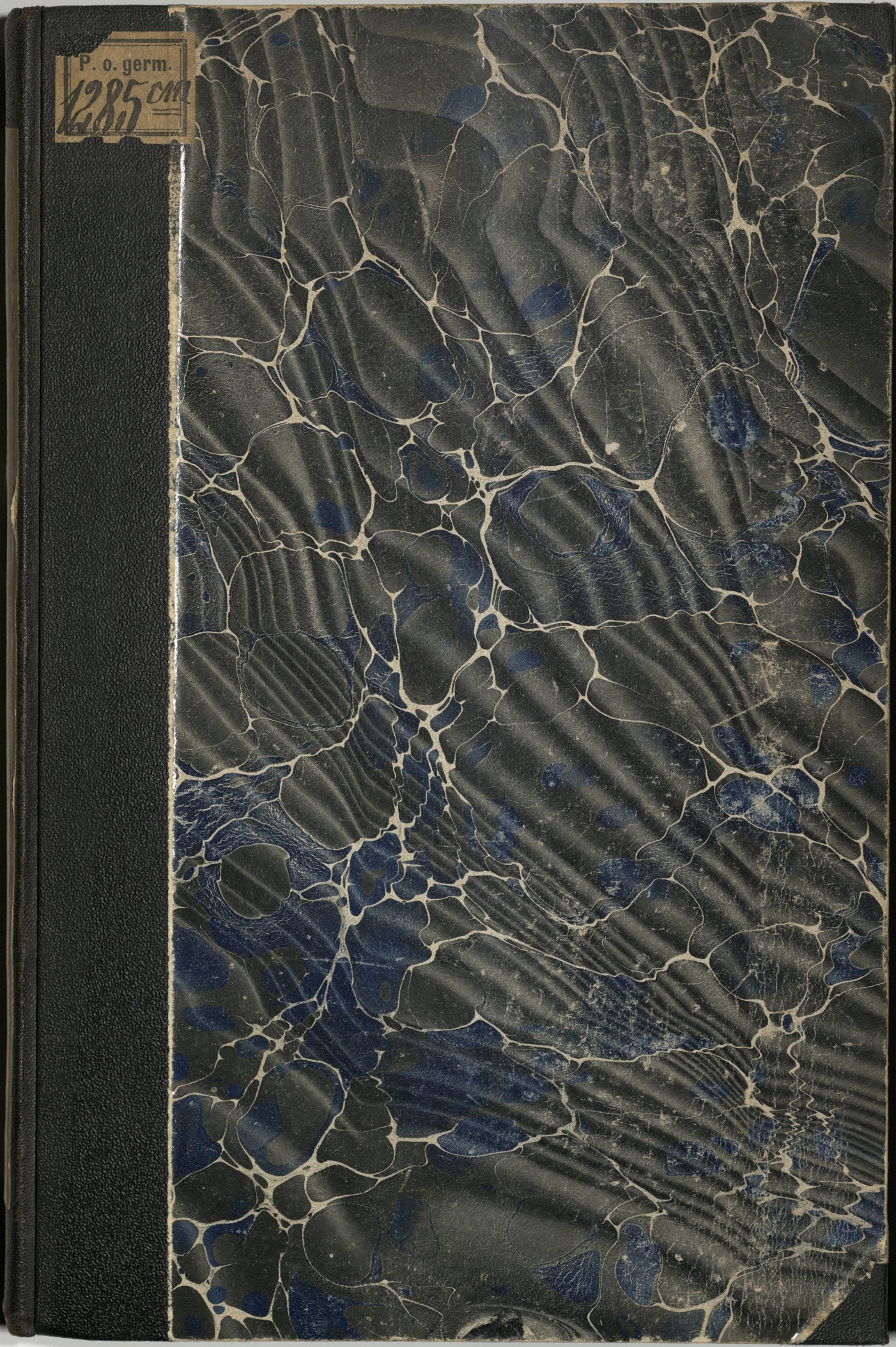
Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book.
■ Terms and Conditions: https://books2ebooks.eu/csp/en/bsb/en/agb.html

More eBooks

Already 40 libraries in over 12 European countries offer this service.
Search books available for this service: https://search.books2ebooks.eu
More information is available at https://books2ebooks.eu





Schiller

und das kirchliche Rom

Eine literarhistorische Studie
von **Arthur Böhtlingk**



Frankfurt a. M. 1905
Neuer Frankfurter Verlag
G. m. b. H.



DAS FREIE WORT

FRANKFURTER HALBMONATSSCHRIFT FÜR FORTSCHRITT AUF ALLEN GEBIETEN DES GEISTIGEN LEBENS

HERAUSGEGEBEN VON MAX HENNING

DAS FREIE WORT erscheint monatlich zweimal und ist durch jede Buchhandlung, die Post, oder auf Wunsch direkt vom Verlag zu beziehen. Die Nummer hat 40 Seiten Umfang. Für die Abonnenten liegt jeder Nummer eine Lieferung (16 Seiten) der

Bibliothek der Aufklärung

bei. — Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal Mark 2.—. Einzelne Nummern kosten 40 Pfennig. Probenummern auf Verlangen jederzeit kostenfrei durch die meisten Buchhandlungen oder direkt vom Verlag.

Bisher erschienen in der Bibliothek der Aufklärung:

Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Von Immanuel Kant. Mit Einleitung von Dr Fr. Jodl, o. ö. Prof. an der Universität Wien. (Im Einzelbezug M. —.40.)

Wahrhaftigkeit. Von William Kingdon Clifford. Mit einer Vorrede von Georg von Gizycki. (Im Einzelbezug M. —.60.)

Anti-Goeze. Von Gotthold Ephraim Lessing. Mit einer Einleitung von Dr. Arthur Pfungst. (Im Einzelbezug M. —.60.)

Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier und das Verbot der vierten Lateransynode. Von Dr. G. Kaufmann, o. Prof. der Geschichte an der Universität Breslau. Zweite um ein Vorwort vermehrte Auflage. (Im Einzelbezug M. —.50.)

Im Erscheinen begriffen:

Freie Wissenschaft und freie Lehre. Von Professor Ernst Haeckel (Jena). Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Schmidt (Jena).

In Aussicht sind ferner genommen:

Das Wesen der Religion. Von Ludwig Feuerbach.

Der Taxil-Schwindel. Ein welthistorischer Ulk. Bearbeitet von J. Lanz-Liebenfels.

Das »Breve Dominus ac redemptor noster« (Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV). Mit einer Einleitung von J. Lanz-Liebenfels.

Schiller

und das kirchliche Rom

Schillers Freiheitsdrang und Geistesflammen
Und das „heilge Rom" — wie stimmt's zusammen?

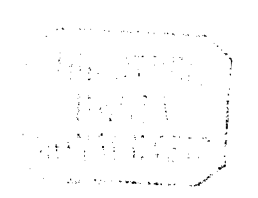
Eine literarhistorische Studie

von

Arthur Böhtlingk



Frankfurt a. M.
Neuer Frankfurter Verlag
1905



Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Seiner Excellenz

G. R. Professor Dr. Kuno Fischer

dem ehrwürdigen Altmeister und Nestor

an der Universität Heidelberg

der schon als Jüngling von Schillers Genius ergriffen

auf der Höhe seiner eigenen Meisterschaft

mit seltenstem Erfolge

in Wort und Schrift

nicht müde geworden ist, das Verständnis für Schiller

wie auch für unsere anderen Klassiker

klärend und zündend zu fördern

als ein geringes Zeichen altgetreuer Dankbarkeit

ehrfurchtsvoll zugeeignet.



Vorwort.

Wie aus der Überschrift bereits ersichtlich, hat vorliegende Abhandlung Schillern nur in seinem Verhältnis zum kirchlichen Rom zum Gegenstande. Indes das kirchliche Rom oder Papsttum erhebt den Anspruch auf die Herrschaft über den ganzen Erdkreis, die gesamte Menschheit, und hat diesen Anspruch im europäischen Abendlande seit bald anderthalb Jahrtausenden so wirksam zur Geltung zu bringen verstanden, daß Keiner, der innerhalb dieser päpstlichen Machtsphäre geistig oder politisch Posto faßt, umhin kann, zum kirchlichen Rom Stellung zu nehmen. Vollends ein deutscher Dichter und Denker, dessen ganzer Lebenslauf noch in die Zeit des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" gefallen ist, Einer, der, wie Friedrich Schiller, gleicherweise das Schicksal seines Volkstums und der Menschheit als solcher so unausgesetzt im Auge gehabt hat, dessen ganzes Sinnen und Trachten so intensiv auf Religion und Politik gerichtet gewesen ist! Schillers Wechselbeziehung zum kirchlichen Rom erweist sich denn auch als ein so fundamentales Moment seiner ganzen Geistesarbeit, daß es seiner Dichtung, und nicht nur dieser, auch seinen historischen Schriften, geradeswegs Richtung und Inhalt gegeben hat. Seinen Werken von diesem Gesichtspunkte aus näher treten, heißt ihnen auf den Kern, an die Wurzel gehen.

Dies erscheint um so mehr geboten, als dieser Gesichtspunkt bislang durchweg viel zu wenig Beachtung gefunden hat und Schillers römische Antipoden, da sie dem deutschen Volke seinen Lieblingsdichter nun einmal nicht nehmen können, mit jesuitischer Verschlagenheit darauf bedacht sind, den unausgleichbaren Gegensatz zwischen dem unbedingtesten Freidenker und dem unbedingtesten geistigen Gehorsam, zwischen Geistesfreiheit und Geistesknechtschaft, möglichst zu verwischen und unmerkbar

zu machen. Eine kluge Auswahl seiner Schriften, nebst einer geschickten Interpretation einzelner Stellen, und das Kunststück scheint für die kritiklose gläubige „Heerde" vollbracht! Dies bezweckt u. a. offenbar die kürzlich, zur Jahrhundertfeier, von der gut römisch-deutschen Stadt Paderborn aus auf den Markt gebrachte Ausgabe in einem mäßigen Bande, die ihren offiziösen jesuitischen Charakter in keiner Zeile der Einleitung oder der Anmerkungen verleugnen kann. Vor einem halben Jahrhundert, zur „Feier" des hundertsten Geburtstages, hat der römisch-deutsche Priester-Historiker Janssen seine eigene literarische Laufbahn sogar mit einer Schrift über Schiller als Historiker eingeleitet, um ihn nicht nur als wissenschaftlichen Forscher, sondern zugleich in seinem geistigen Kerne als Freigeist und Freiheitsschwärmer abzutun.

Dies ist nicht zu verwundern: Schillers Schriften strotzen förmlich von so unzweideutig „ketzerischen" Auslassungen, daß die heilige römische Inquisition nie einen schlimmeren Fall zu erledigen gehabt hat. Ist er doch so sehr der Geistesverwandte und Vollender Luthers, daß, zumal ihr Geburtstag zufällig auf den nämlichen Tag fällt, sie seit Jahr und Tag mit gutem Grunde als Dioskuren gefeiert zu werden pflegen.

Ich werde denn auch wohl gut daran tun, die Herren Staatsanwälte zum voraus darauf aufmerksam zu machen, daß etwa gegen den § 166 unseres R. St. G. B. verstoßende Wendungen durchweg Anführungen aus Schillers gedruckten Schriften sind und demnach, falls ein Einschreiten erforderlich scheinen sollte, die Vorladung an dessen Adresse ins Elysium zu richten ist. So unverblümt darf man sich freilich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in deutschen Landen über das kirchliche Rom nicht mehr äußern. Wie lange mag dies Vorrecht wenigstens unseren einheimischen Klassikern noch erhalten bleiben? Die „Nonne" des Franzosen Diderot, mit der er es Goethen und Schillern so angetan hatte, daß sie selbst das, allerdings ein wenig verfängliche, Büchlein ins Deutsche zu übertragen vorgehabt haben, hat bereits in Leipzig (!) ihren Staatsanwalt und einen Scheiterhaufen gefunden. So weit hätten wir es am Ausgange des ersten Jahrhunderts seit dem Hingange Schillers glücklich gebracht! Und so dürfte es hoch an der Zeit sein, ihn noch einmal unvertuscht zu Worte kommen zu lassen.

Inhalt.

Schillers Vaterhaus war ein ausgesprochen christliches, evangelisch-protestantisches, indes nicht im kirchlichen Sinne; der Protestantismus, wie er von seinen Eltern gehegt und gepflegt wurde, war das gereinigte, verinnerlichte Christentum, wie es der Pietismus gezeitigt hatte. Der Vater verrichtete an der Hand der lutherischen Bibel und des Gesangbuches die Hausandacht und verfaßte die Gebete sogar selbst. Die Mutter konnte, in Sonntagsstimmung, wenn sie die Herrlichkeit der Gotteswelt bewältigte, auf freiem Felde mit den Kindern zum Gebete niedersinken und selig dankend zum Himmel aufblicken. Der kleine Friedrich, dessen hinreißende Beredsamkeit sich schon früh regte, spielte, mit einer Küchenschürze umgetan, nichts so gern wie — Prediger. Die Eltern hegten keinen heißeren Wunsch, als ihn einmal auf der Kanzel zu sehen. Theologe oder vielmehr Gottesdiener und -Verkünder zu werden, war sein eigener Traum, das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Diesen Plänen hat Herzog Karl, der tyrannische Landesvater, dadurch, daß er ihn in seine Schule tat und damit seine Zukunft in die Hand nahm, ein gewaltsames Ende bereitet. Die Empörung gegen diesen Gewaltakt, der dem heranwachsenden Jünglinge seine Selbstbestimmung nahm, ihn zugleich der Freiheit und des ersehnten Berufes beraubte, ist der Kern jener Empörung gewesen, aus der heraus „Die Räuber" geboren worden sind.

Die Räuber.

Wie Schiller seinen „Fiesko" ein „republikanisches" und „Kabale und Liebe" ein „bürgerliches" Trauerspiel zubenannt hat, so könnten seine „Räuber" geradezu ein religionsphilosophisches heißen. Geht doch der Grundgedanke dahin: auch dem Ungläubigsten nachzuweisen, daß es einen rächenden Gott, einen obersten Richter für alle menschlichen Handlungen gibt. Selbst Franz,

der frivolste und trotzigste aller Religionsspötter und Gottesleugner, wird, nachdem er darob zum Bruder- und Vatermörder geworden, angesichts des Todes, da ihm seine Gewissensqualen zur Hölle werden, schließlich zu Kreuze kriechen. In seiner Todesangst hat er den Pastor Moser (in welchem Schiller bekanntlich seinem eigenen Religionslehrer ein Denkmal gesetzt hat) rufen lassen. Vergeblich brüllt er, als ihm der Gottesmann seine Untaten zu Gemüte führt und ihm dadurch das unausweichliche Gottesgericht seines eigenen Gewissens vor Augen stellt, in seiner Halsstarrigkeit ihm entgegen: „Daß dich der Donner stumm mache, Lügengeist du! Ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reißen!" — „Geh in tausend Grüfte, du Eule! Wer hieß dich hierher kommen? Geh, sag' ich, oder ich stoße dich durch und durch!" — Pastor Moser geht, aber indem er dem Wahnwitzigen triumphierend zuruft: „Kann das Pfaffengewäsche so einen Philosophen in Harnisch jagen? Blast es doch weg mit dem Hauch Eures Mundes!" —

Franz, der Vater- und Brudermörder, krümmt sich wie ein getretener Wurm und erdrosselt sich schließlich mit eigener Hand.

Aber auch sein Gegenstück und Opfer, der edelmütige Karl, muß seine Gotteserkenntnis läutern und festigen. Daß er sich im Ungestüm und in der Unbesonnenheit seiner überschäumenden Jugend, in der Verzweiflung, ob der Abwendung seines vom teuflischen Bruder irregeführten Vaters, der Räuberbande in den böhmischen Wäldern angeschlossen hat, ihr Hauptmann geworden ist — „Ja! ja das mußte freilich bezahlt werden." Er bezahlt es mit nichts Geringerem als mit seiner — Amalie. Obgleich sie ihn nach wie vor über alles liebt und auch er ihr die Treue bewahrt hat: er kann, er darf sie nicht besitzen! Um seiner Sünden willen ersticht er sie mit eigener Hand. Es ist das Gottesgericht, das er über sich selber verhängt und, ähnlich wie sein Bruder Franz, selbst an sich vollzieht. Wenn die kurzsichtigen Räuber, welche ihn nach sich bemessen, befürchten: er werde den tödlichen, befreienden Stahl nunmehr gegen die eigene Brust richten, so ruft er ihnen entgegen: „Toren ihr! zu ewiger Blindheit verdammt! Meinet ihr wohl gar, eine Todsünde werde das Äquivalent gegen Todsünden sein? Meint ihr, die Harmonie der Welt werde durch diesen gottlosen Mißlaut gewinnen?" —

Seine Todsünde hat darin bestanden, daß er — der Gottheit, indem er sie an den gottlosen Übeltätern und ihren Opfern rächen wollte, vorgegriffen hat. „Da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre mit Zähneklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden. Gnade — Gnade dem Knaben, der Dir vorgreifen wollte — Dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand. Freilich steht's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen. Schon bleibt verdorben, was verdorben ist. Was ich gestürzt habe, steht ewig niemals mehr auf. Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Gesetze versöhnen und die mißhandelte (Gottes-) Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet — dieses Opfer bin ich selbst. Ich selbst muß für sie des Todes sterben."

In diesem Sinne liefert er sich freiwillig in die Hände der Justiz; Folter und Tod von Henkershand haben für ihn ihre Schrecken verloren. Genau wie Gretchen in Goethes „Faust" hat er sich „dem Gericht Gottes" übergeben. Um der Menschheit, in ihrer Gotteskindschaft, willen muß er, will er — den martervollsten Tod erleiden. Ohne sich deswegen mit Christus, dem Gekreuzigten, zu identifizieren oder gar sich ihm gleichzuachten, huldigt er solcherweise doch dem Kerngedanken des Christentums.

Schon hier an der Schwelle seiner dichterischen Laufbahn denkt Schiller, läßt er seinen Karl, der so unverkennbar sein eigenstes Selbst widerspiegelt, handeln, nach dem Grundsatz, den er auf der Höhe seiner Meisterschaft in „Ideal und Leben" zum vollendeten Ausdruck bringt: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." Nie ist die Selbstbestimmung des Denkers, der keine andere Gottesstimme kennt, als die in seinem eignen Innern, dem allein sein Gewissen Gewißheit gibt, unbedingter, reiner, vollgültiger zum Ausdruck gebracht worden, als von Schiller, schon in seinen Räubern.

Dieser so entschieden protestantische Standpunkt des jugendlichen Schiller hat es mit sich gebracht, daß er bereits in seiner ersten großen Dichtung gegen die römische Papstkirche auf das unzweideutigste Stellung genommen hat. Als Karl Moor erfährt,

daß sein Roller gefangen ist und vor der Tortur steht, schleicht er sich in „Kapuziners Kutte" zu ihm, um die Person mit ihm zu tauschen; als Roller dies ablehnt, beschließt er, um ihn befreien zu können, die Stadt in Brand zu stecken. Diese Ungeheuerlichkeit aber erklärt Schwarz daraus, daß Moor auf diese Stadt schon lang eine Pike habe, „weil sie so schändlich bigott ist". — Während des Brandes hat sich „einer der Bande", wie er prahlend berichtet, in die Stephanskirche geschlichen und die Borten vom Altartuche getrennt. „Der liebe Gott da, sagt' ich, ist ein reicher Mann und kann ja Geldfäden aus einem Batzenstrick machen" — beschönigt der Ruchlose seine Untat. „Du hast wohlgetan" — entgegnet Schweizer, der Karl Moor noch am nächsten stehende unter den Räubern, „was soll auch der Plunder in der Kirche? Sie tragen's dem Schöpfer zu, der über den Trödelkram lacht, und seine Geschöpfe dürfen verhungern." — Derart werden gleicherweise der Wunderglaube, die Identifizierung Gottes mit der Kirche und die auf Kosten der Ärmsten gepflegte sinnbetörende Prunksucht dieser gebrandmarkt.

Während der würdige Pastor Moser den Protestantismus in seiner sittlichen Strenge und Reinheit zum Ausdruck bringt, verkörpert der „Pater", welcher aus der niedergebrannten „bigotten" Stadt römisch-katholischen Bekenntnisses zu Moor ins Räuberlager kommt, um dessen Auslieferung zu erwirken, den Eiferer der römischen Kirche in ihrer priesterstaatlichen Entartung. „Ihr Diebe — ihr Mordbrenner — ihr Schelme — giftige Otterbrut, die im Finstern schleicht und im Verborgenen sticht — Aussatz der Menschheit — Höllenbrut — köstliches Mahl für Raben und Ungeziefer — Kolonie für Galgen und Rad —" wettert der „Stellvertreter Gottes". Wie sehr die mörderische Diebesbande sich durch dieses Schimpfregister auch getroffen fühlen muß, ist es nicht, als prallte mehr als eines dieser Kraftworte auf den Pater und seine eigene Körperschaft zurück? Da Schweizer ihn apostrophiert: „Hund! hör auf zu schimpfen, oder —" (er drückt ihm den Kolben vors Gesicht), setzt ihn Moor mit den Worten zurecht: „Pfui doch, Schweizer! Du verdirbst ihm ja das Konzept." Da der Pfaff hierauf Karl Moor selbst aufs Korn nimmt und ihm all die Untaten seiner Bande aufs Kerbholz schreibt, ruft dieser immer nur: „Sehr wahr! sehr wahr!" — „Was?" stottert der Verblüffte,

„Sehr wahr, sehr wahr?" — Moor: „Wie, mein Herr? Darauf haben Sie sich wohl nicht gefaßt gemacht? Weiter, nur weiter! Was wollten Sie weiter, weiter?" — Worauf der Pater, als habe er den leibhaftigen Gottseibeiuns vor sich: „Entsetzlicher Mann! hebe dich weg von mir! — — Hast du nicht das Heiligtum des Herrn mit diebischen Händen durchbrochen, und mit einem Schelmengriff die geweihten Gefäße des Nachtmahls entwandt? — Wie? hast du nicht Feuerbrände in unsere gottesfürchtige Stadt geworfen?" — Krieche Karl Moor, diesen zum Himmel schreienden Untaten zum Trotz, zu Kreuze, flehe er um Gnade und Schutz, so werde die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter sein — und es bei dem Rade bewenden lassen! —

„Wahr ist's," beichtet auf seine Weise der Mordbrenner-Hauptmann, wie Moor sich selber nennt, „wahr ist's: ich habe den Reichsgrafen erschlagen, die Dominikus-Kirche angezündet und geplündert, habe Feuerbrände in die bigotte Stadt geworfen und den Pulverturm über die Häupter guter Christen herabgestürzt — aber es ist noch nicht alles." Moor weist auf die vier Ringe an seinem Finger; davon trage er den mit dem Achat einem Pfaffen seines (des Paters) Gelichters zur Ehre, den er mit eigener Hand erwürgte, „als derselbe auf offener Kanzel darob gewütet, daß die Inquisition so in Zerfall käme". —

Als der also Niedergedonnerte ausruft: „O Pharao! Pharao!" wendet sich Moor gegen seine Helfershelfer: „Hört ihr's wohl? Habt ihr den Seufzer bemerkt? Steht er nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunterbeten, richtet mit einem Achselzucken, verdammt mit einem christlichen Ach! — Kann der Mensch denn so blind sein? Er, der die hundert Augen des Argus hat, Flecken an seinem Bruder zu spähen, kann er so gar blind an sich selbst sein? — Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, wie einem feurigen Moloch — predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden vor ihren Türen hinweg! — stürmen wider den Geiz, und haben Peru um goldner Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen gespannt. — Sie zerbrechen sich die Köpfe, wie es doch möglich

gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ischariot schaffen, und nicht der Schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verraten. — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altäre zu knieen, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesen erbärmlichen Gaukeleien demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Toren doch den Allwissenden nennt, nicht anders, als wie man der Großen am bittersten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer (den Pharao?) am Nilus erschaffen hat. — Schafft ihn aus meinen Augen!" Worauf der Pater: „Daß ein Bösewicht noch so stolz sein kann!" Moor: „Nicht genug — jetzt will ich stolz reden. Geh hin und sage dem hochlöblichen Gericht, das über Leben und Tod würfelt — ich bin kein Dieb, der sich mit Schlaf und Mitternacht verschwört, und auf der Leiter groß und heroisch tut —. Was ich getan habe, werd' ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuche des Himmels lesen; aber mit seinen erbärmlichen Verwesern will ich kein Wort mehr verlieren." —

Da der so Abgeblitzte über den Hauptmann selbst nichts vermag, wendet der Pater sich an dessen Spießgesellen, an jene, die auch nach Karl Moor Rad und Galgen redlich verdient haben, um sie mit den Mitteln seiner Kirche, auf Kosten elementarer Menschlichkeit, ihres letzten Ehrgefühls, in die Schlinge zu locken. Sie sollen ihren Hauptmann gebunden ausliefern, und ihnen soll die Strafe ihrer Greuel bis auf das letzte Andenken erlassen sein —. „Die heilige Kirche wird euch verlorne Schafe mit erneueter Liebe in ihren Mutterschoß aufnehmen, und jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehrenamt offen stehen."

Die Räuber, denen sich Moor zugesellt hat, sind demnach als römische Katholiken zu denken, die, ähnlich wie die italienischen Briganten, trotz all ihrer Untaten oft genug glühend gläubige Söhne ihrer Kirche sind. Vernichtender hat kein Luther das System des Ablasses brandmarken können.

Schiller setzt aber noch einen Trumpf drauf. „Hört ihr's auch?

Hört ihr?“ ruft nunmehr Karl Moor. „Was stutzt ihr? Was steht ihr verlegen da? Sie (nämlich Kirche und Obrigkeit in Eins) bietet euch Freiheit, und ihr seid wirklich schon ihre Gefangenen. — Sie schenkt euch das Leben, und das ist keine Prahlerei, denn ihr seid wahrhaftig gerichtet. — Sie verheißt euch Ehren und Ämter, und was kann euer Los anders sein, wenn ihr auch obsiegt, als Schmach und Fluch und Verfolgung. Sie kündigt euch Versöhnung vom Himmel an, und ihr seid wirklich verdammt. Es ist kein Haar an keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Überlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Ist es so schwer, zwischen Himmel und Hölle zu wählen? Helfen Sie doch, Herr Pater!“ —

Selbst die abgefeimten Mordbrenner haben noch zu viel reines Menschtum, zu viel Ehrgefühl im Leibe — als daß sie sich mit solchen Mitteln von der „heiligen Kirche“ einfangen ließen. Sie bleiben ihrem Hauptmanne getreu.

Der Fiesco.

In Fiesco ist die bürgerliche oder republikanische Freiheit im Konflikt mit der Herrschsucht eines Einzelnen, wie sich solcher in der Brust von Fiesco selbst abspielt, so sehr der Angelpunkt des ganzen Stückes, daß die religiösen, konfessionellen Erwägungen dagegen vollständig zurücktreten; um so bezeichnender, daß sie trotzdem deutlich genug anklingen. So spricht Verrina, der republikanische Starrkopf im Stile eines alten Römers, auffallend biblisch. „Ich schwöre dir, daß ich dich hasse,“ schreit er den durchschauten Fiesco an, „wie den Wurm des Paradieses, der den ersten falschen Wurf in die Schöpfung tat, worunter das fünfte Jahrtausend blutet.“ Indem er nicht als Freund gegen Freund, sondern als Mensch gegen Mensch zu ihm redet — wirft er ihm schließlich vor: durch die Art, wie er selbst ihm mitspielte, eine Schande begangen zu haben „an der Majestät des wahrhaftigen Gottes“. — „Das fürstliche Schelmenstück drückt wohl die Goldwage menschlicher Sünden entzwei, aber du hast den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.“

Das Menschtum als solches, die reine Menschenliebe bewältigt indes selbst einen Verrina. „Fiesco! Fiesco! Du räumst einen

Platz in meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach genommen, nicht mehr besetzen wird."

Fiesco selbst, der oft Karl und Franz Moor in einer Person zu sein scheint, schwebt ständig zwischen Himmel und Hölle. „Ich, der Bube, habe mein Weib ermordet. — O pfui, so etwas kann die Hölle kaum kitzeln. — Erst wirbelt sie mich künstlich auf der Freude letztes glättestes Schwindeldach, schwatzt mich bis an die Schwelle des Himmels — und dann hinunter — dann —."

Der Mohr gar, eine nur zu unmittelbare Reminiszenz aus den Räubern, wird ertappt, wie er eine brennende Lunte in den „Jesuitendom" wirft. Hiefür läßt ihn Fiesco, der in diesem Augenblicke zum leibhaftigen Karl Moor wird, am Kirchtor aufknöpfen. Vergeblich ruft der tolle Schwarze, um sich dem Galgen zu entziehen, in seinem Galgenhumor: „So will ich ein Christ werden!" Fiesco entgegnet lakonisch: „Die Kirche bedankt sich für die Blattern des Heidentums." „Schickt mich," bettelt ironisch der Mohr weiter, „wenigstens besoffen in die Ewigkeit!" Fiesco: „Nüchtern." Mohr: „Aber hängt mich nur an keine christliche Kirche." Fiesco: „Ein Ritter hält Wort." Da es bei dem versprochenen „eigenen" Galgen sein Bewenden haben soll, findet der Tollhans sich drein, indem er meint: „Der Teufel kann sich auf den Extrafall rüsten." Und so endet er am Kirchentore der Gesellschaft „Jesu", das ihm zum Galgen wird.

Der übermütige Einfall: den Mohren die Brandfackel solcherweise in den Jesuiten- oder, wie Schiller schreibt, Jesuiterdom werfen und an dem Tore desselben aufknüpfen zu lassen, verrät unverkennbar die Absicht, den Jüngern Loyolas Eins auszuwischen. Ein größerer Gegensatz, als der von Schillers Freiheitsideal und unentwegten Menschenliebe mit dem offenen Visier zu dem Kadavergehorsam und heimtückischen Ränkespiel des spanischen Heiligen ist in der Tat nicht erdenkbar. Dem wird Schiller bald in seiner Dichtung, und nicht nur in dieser, noch ganz anders Ausdruck geben. Die Fackel seines tollen Mohren ist nur ein erster Zünder des vernichtenden Feuers, welches er damals schon selbst anzufachen vorhatte. Wittern die Genueser doch schon hinter Fiescos Doppelzüngigkeit einen „Jesuiten"! Da ihm sein Mohr dies verriet, entgegnet er lakonisch: „Ein Fuchs riecht den andern." —

Kabale und Liebe.

Wie Schiller sich, durch Iffland, hat bestimmen lassen, seine Luise Millerin — so hatte er bekanntlich das Stück ursprünglich zubenannt — in „Kabale und Liebe" umzutaufen, so hätte es zur Not auch „Gottlosigkeit und Gottesfurcht" heißen können. Da Wurm des Musikers Tochter durch einen Eid in Fesseln schlagen will, höhnt der Präsident, Ferdinands Vater: „Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?" — „Nichts bei uns, gnädiger Herr!" entgegnet schlagfertig Wurm-Jago: „Bei dieser Menschenart alles." Und Wurm behält recht. Luise wird den Liebesbrief an den Hofmarschall v. Kalb schreiben, wie Wurm ihr diesen diktiert, und auf sich nehmen; sie wird den über alles geliebten Vater, ihren Ferdinand, sich selbst in den Abgrund stürzen, nur um ihren Eid, auf den der Teufelskerl sie das Sakrament hat nehmen lassen, nicht zu brechen. „Gott! Gott! und du selbst mußt das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren?"

Auch hierin und vor allem hierin ist Luise die Tochter Millers. Wenn er, der armselige Musikus, dem allmächtigen Präsidenten so furchtlos entgegentritt, dieser vor dem in seinen Augen so Tiefverächtlichen zu stehen kommt, wie vor seinem höchsten Richter, was ist dieses Selbstvertrauen Millers letzten Endes anderes, als seine Gottesfurcht, die ihn aller Menschenfurcht überhebt? Diese Gottesfurcht ist in ihm noch mächtiger, als die so elementare, herzergreifende Liebe zu seinem einzigen Kinde, seiner Luise. „Gott! Gott! Wenn ich mein Herz zu abgöttisch an die Tochter hing? — Die Strafe ist hart. Himmlischer Vater, hart! Ich will nicht murren, himmlischer Vater, aber die Strafe ist hart!" — Dem entspricht die Warnung an seine Luise: „Wenn du Gott liebst, wirst du nie bis zum Frevel lieben."

Dank dieser Gottesfurcht, die zur Gottesliebe wird, gewinnt es Luise wirklich über sich, auf Ferdinand zu verzichten; nicht für immer, denn ihre Liebe zu ihm ist unverbrüchlich, ist mit dem Göttlichen eins, wohl aber für das irdische Leben, um so sicherer wird sie ihm in der Ewigkeit angehören.

Auf diese Gottesfurcht und -Liebe in der Seele Millers und seiner Luise, im Gegensatz zu der Gottlosigkeit des Präsidenten

und Würms, hat Schiller die Schicksalswendung, die Peripetie seines Dramas gestellt, dessen Katastrophe bedingt. Sie ist es, die uns über all die menschliche Wirrnis und Hilflosigkeit, das jammervolle Elend des Trauerstücks hinwegheben soll. Auch der „starke", aufgeklärte Geist, der Stürmer und Dränger Ferdinand, geht in der sittlichen Gottesordnung auf und so in den ewigen Frieden ein, in den Himmel, wie diesen seine Luise vorweggenommen hat. Sein gottloser Vater, der so auf die Macht pochte, welche der allmächtige Landesherr ihm übertragen hatte, der den edelmütigen Schwärmer von Sohn als „Dummkopf" nicht genug geringschätzen und vergewaltigen konnte, fleht zum Schlusse um dessen Verzeihung. Indem ihm der Sterbende die Hand entgegenstreckt, ist es die Hand Gottes, die er erfaßt. Die irdische Gerechtigkeit behält darum doch ihren Lauf. Nicht anders als Karl Moor, der Räuberhauptmann, muß der frevelhafte Regierungspräsident, bevor er der Gnade des Allmächtigen gewiß ist, den Tod von Henkershand erleiden.

Während in den „Räubern" noch Priester und Pastor als Seelsorger funktionieren, erfüllt sich in „Kabale und Liebe" alles ohne deren Mitwirkung, wie es die auf sich selbst gestellte Gottesordnung mit sich bringt. Weder Miller, noch Luise, noch Ferdinand bedürfen eines „Mittlers". Selbst die römische Katholikin, die Lady Norfolk, verzichtet auf die Gnadenmittel ihrer Kirche. Als sie den Hofmarschall von Kalb, die Menschenfurcht, im Gegensatz zur Gottesfurcht Millers und Ferdinands, in Person, beauftragt, ihr vernichtendes Abschiedsschreiben dem Landesherrn zu überbringen, stammelt der leerste aller Höflinge: „Und dieses Blatt soll ich Seiner hochfürstlichen Durchlaucht zu höchsteigenen Händen geben?" Worauf die Lady: „Mann des Erbarmens! zu höchsteigenen Händen, und selbst melden zu höchsteigenen Ohren, weil ich nicht barfuß nach Loretto könne, so werde ich um den Taglohn arbeiten, mich zu reinigen von dem Schimpf, ihn beherrscht zu haben." — Anstatt einer Wallfahrt nach Loretto, im Schweiße des Angesichts für Andere — arbeiten! Bringt nicht dieses Blitzwort der Norfolk ein ganzes christlich-soziales, protestantisches Programm zum Ausdruck?

Der Don Carlos.

Schiller weilte im Frühjahr 1783 in der Zurückgezogenheit zu Bauerbach, auf dem Gute der Wollzogen, Schillers mütterlichen Freundin und Beschützerin; in der Hof- und Residenzstadt Meiningen befand sich die nächste Bibliothek, der er unmöglich entraten konnte; der Sekretär an dieser, Rheinwald, mußte ihn mit der so unentbehrlichen geistigen Kost versorgen und wurde so der Vertraute seiner literarischen Arbeiten und Entwürfe. Noch war die „Luise Millerin“ nicht zum Abschluß gekommen, als Schiller sich bereits mit einer „Maria Stuart“ zu tragen begann. Indes seine Seele entzündete sich plötzlich so mächtig für einen „Don Carlos“, daß er jene zurückstellte. Was ihn zum spanischen Stoff so unwiderstehlich hinzog, aber war das Verlangen: der römischen Priesterkirche und Hierarchie, mit ihrem Mißbrauch des Beichtstuhls und ihrer furchtbaren Inquisition, der Todfeindin der Freiheit und Menschenwürde, wie er sie verstand, einen möglichst vernichtenden Schlag zu versetzen. Rheinwald hatte ihm Bücher über „Jesuiten und Religionsveränderungen“, überhaupt über „Bigotismus und seltene Verderbnis des Charakters“ schicken müssen. Das Lesen dieser Bücher hat offenbar den Ausschlag gegeben. Rheinwald konnte ihm alsbald über spanische Geschichte, die ihn mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statistik des Volkes vertraut machen sollte, nicht genug Gedrucktes schicken. Bald lebte er mit seiner neuen Dichtung wie mit seinem Mädchen oder Busenfreunde: sie lag ihm beständig im Sinn, im Gedanken an sie legte er sich Abends und wachte er des Morgens wieder auf. Sein Carlos sollte von Shakespeares Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewiz' Julius von Tarent, den Puls von ihm selber haben. „Außerdem will ich,“ sind seine eigenen Worte, „es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein ‚Carlos‘ dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen — —“

Ist sein „Don Carlos“ nicht tatsächlich danach geworden? Wie sehr dieser Gedanke ihm Alpha und Omega, der Angelpunkt der ganzen Dichtung gewesen ist, bekundet diese von Anfang bis zu Ende, von Szene zu Szene.

Als der Vorhang aufgeht, steht als Erster der verschlagene Domingo, der Beichtvater Philipps II., vor uns. Don Carlos solle sich seinem „Vaterherzen“ anvertrauen. Um dessen vorausgesetztes Herrschergelüste zu berücken, schildert Domingo die Huldigungsszene zu Toledo, da dem Großvater des Don Carlos, Karl V., in einem, einem Niederfall sechs Kronen zu Füßen lagen! Da diese Saite bei dem nichts weniger als auf Herrschaft gerichteten Enkel nicht anklingt, versucht es Domingo mit dessen so sichtlich bedrücktem Gemüt. Carlos bedenke die schlaflosen Nächte des Vaters, der sich um seinen schwermütigen Sohn so sorge, denke an die Tränen seiner „Mutter“! nämlich der jungen Königin, die des Don Carlos eigene Braut gewesen war, um die Gattin seines Vaters zu werden. Das wirkt. Don Carlos vermag seine verhängnisvolle Leidenschaft zu dieser seiner „Mutter“ nicht zu verbergen. Jener Domingo aber, dessen „Vaterherzen“ er sich anvertrauen soll, der ihn angeblich mit dem Vater aussöhnen will, erzählt, wie die Königin gelegentlich eines Turniers, bei dem Philipp verwundet worden, durch einen unbesonnenen Ausruf nur zu deutlich verraten hätte, daß ihr König-Gemahl ihr weit weniger am Herzen liege, als Don Carlos. „Sie stehen in Gedanken?“ — Worauf Don Carlos: „Ich bewundere des Königs lust'gen Beichtiger, der so bewandert ist in witzigen Geschichten. — Doch hab' ich immer sagen hören, daß Gebärdenspäher und Geschichtenträger des Unheils mehr auf dieser Welt getan, als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.“

Seine Bemühungen um ihn könne sich Domingo sparen, den Dank, auf den er ziele, solle er vom Könige erwarten, sonst komme er um seinen Purpur! Nämlich um den nächsten Kardinalshut, den Spanien zu vergeben habe. „Prinz, Sie spotten meiner.“ — „Das verhüte Gott, daß ich des fürchterlichen Mannes spotte, der meinen Vater selig sprechen und verdammen kann!“

Domingo will dem Prinzen nicht lästig fallen, doch bittet er Seine Hoheit, eingedenk zu sein, „daß dem beängstigten Gewissen

die Kirche eine Zuflucht aufgetan, wozu Monarchen keinen Schlüssel haben, wo selber Missetaten unterm Siegel des Sakramentes aufgehoben liegen". „Nein," höhnt Don Carlos, „das soll ferne von mir sein, daß ich den Siegelführer so versuchte!"

Kaum steht die holde junge Königin, die französische Prinzessin, welche sich in Spanien wie eine Verbannte fühlt, vor uns, so wird ihr und uns das Spezifikum des Landes, in welchem sich die Ideale der alleinseligmachenden römischen Papstkirche am vollkommensten verwirklichen sollten, nur zu drastisch zum Bewußtsein gebracht. „Tot," seufzt die Gebieterin, welche die Hofetikette selbst zur Sklavin macht, „tot find' ich es in Madrid!" „Doch wie lebendig," tröstet sie die Mondecar, „es mit nächsten in Madrid sein wird! Zu einem Stiergefecht wird schon die Plaza Mayor zugerichtet, und ein Autodafé hat man uns auch versprochen." — Königin: „Uns versprochen! Hör' ich das von meiner sanften Mondecar?" — Mondecar: „Warum nicht? Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht." — Königin: „Ich hoffe, meine Eboli denkt anders." — Eboli: „Ich? Ihre Majestät, ich bitte sehr, für keine schlechtre Christin mich zu halten, als die Marquisin Mondecar." — Königin: „Ach! Ich vergesse, wo ich bin." —

„Wie könnten," fragt Carlos seinerseits die über alles Geliebte, „wo Sie Regentin sind, die Alba würgen? Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?" Auf wie empfänglichen Boden diese Mahnung fällt, bekundet die Königin, indem sie dem Verzweifelnden zum Abschiede zuruft: „Und diese Tränen aus den Niederlanden!"

Dafür entbietet Philipp ihr zum Abschiedsgruß: „Jetzt eil' ich nach Madrid. Mich ruft ein königliches Amt. Die Pest der Ketzerei steckt meine Völker an, der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden. Es ist die höchste Zeit. Ein schauderndes Exempel soll die Irrenden bekehren, den großen Eid, den alle Könige der Christenheit geloben, lös' ich morgen. Dies Blutgericht soll ohne Beispiel sein; mein ganzer Hof ist feierlich geladen."

Selbst als Carlos seine ganze Kindesliebe und Beredsamkeit aufbietet, um den König-Vater für sich zu stimmen, kann er nicht umhin, zu rufen: „Mein Vater! Es ist nicht gut, bei Gott! nicht alles gut, nicht alles, was ein Priester sagt, nicht alles, was eines Priesters Kreaturen sagen." — „Wer sind sie, die mich

aus meines Königs Gunst vertrieben? Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?" — „Mein Vater, von diesem Erdenparadiese (nämlich dem Leben, wie es einem rechten Vater sich eröffnet, wenn er in seines Kindes Tugend unsterblich, unvergänglich fortdauert, wohltätig für Jahrhunderte!) schwiegen sehr weislich Ihre Mönche!"

Gar wenn Carlos und Alba, der künftige Henker der Niederlande, der schon bei Mülberg über die deutschen Protestanten gesiegt hatte, aufeinander stoßen! „Dies Schwert," brüstet sich der Krieger, auf den Philipp seine Herrschaft gestellt hat, „schrieb fremden Völkern spanische Gesetze, es blitzte dem Gekreuzigten voran und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens auf diesem Weltteil blut'ge Furchen vor: Gott richtete im Himmel, ich auf Erden." — Worauf Don Carlos lakonisch: „Gott oder Teufel gilt gleich viel! Sie waren sein (Philipps II.) Arm." —

Dabei ist Carlos kein Ungläubiger, noch viel weniger ein Protestant. Ein solcher ist auch Marquis Posa nicht. Carlos kann zur Heiligen Jungfrau beten und in der Kirche in tiefe Andacht versinken. Als die frivole Prinzessin Eboli meint, dies habe ihn nicht verhindert, das Rauschen der Kleider gewisser Damen hinter ihm zu hören, daß er, Don Philipps edelmüt'ger Sohn, darob „gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte" (!) zu zittern angefangen habe, erwidert er: „Sie tun mir unrecht, Fürstin! Das war Andacht." — So ruft er, als er sich seine ersehnte Versöhnung mit dem Vater vor Augen stellt, König Philipp zu: „Der ganze Himmel beugt mit Scharen froher Engel sich herunter; voll Rührung sieht der Dreimalheilige dem großen, schönen Auftritt zu. — Mein Vater, Versöhnung!" Wie sehr er den „Mönchen", wie sie den König umgeben, gram ist, so begegnet er doch dem Prior des Karthäuserklosters mit Achtung und Ehrerbietung. Das Leben innerhalb der Klostermauern, die als Zuflucht und Freistatt dienen, wo der Einzelne sich bewußt wird, wie wenig „man zur Seligkeit bedarf" — alles, was reine Religiösität atmet, ist ihm heilig. Er bäumt sich nur auf, wenn er auf die Priesterherrschaft mit ihren „blut'gen Furchen" stößt. Vor allem sollen die Priester die Hand vom Staatsruder lassen. Selbst Domingo sagt ihm nur nach: daß er als künft'ger König wähnt, den Glauben „entbehren" zu können.

Dies ist freilich mehr als genügend, um den Dominikaner und Beichtiger Philipps, in seiner Sorge um „Thron und Altar", „für Gott und seine Kirche", alle seine Minen springen zu lassen. „Der Infant (ich kenn' ihn — ich durchdringe seine Seele!) hegt einen schrecklichen Entwurf, Toledo, den rasenden Entwurf, Regent zu sein und unsern heil'gen Glauben zu entbehren. — Sein Herz entglüht für eine neue Tugend, die stolz und sicher und sich selbst genug, von keinem Glauben betteln will. — Er **denkt!** Sein Kopf entbrennt von einer seltsamen Chimäre — er verehrt den Menschen — Herzog (Domingo ist mit Alba allein), ob er zu unserm König taugt?" Alba, der Eiserne, meint zwar: „Phantome!" „Jugendlicher Stolz, der eine Rolle spielen möchte!" Sei erst einmal an Carlos die Reihe, zu befehlen, werde er schon wieder ins rechte Gleis zurückkehren.

Hiermit läßt sich Domingo, der geschäftige Eiferer, nicht beruhigen. Vergeblich hat er bereits versucht gehabt, Carlos durch Wollust zu verführen, zu entmannen: der Schwärmer überstand die Probe. Philipp sei sechzig Jahre alt, die junge Königin mit Don Carlos eins. In beider Brust schleiche das Gift der Neuerer. Und so ist Domingos Feldzugsplan schon fertig, muß des Don Carlos Liebe zur Königin herhalten. Beide sollen in eine Schlinge gestürzt werden. Schon ist diese geschürzt. Philipp liebt die Eboli. Domingo nährt die Leidenschaft, „die seinen Wünschen wuchert". Er selbst ist bereits der Abgesandte, der Liebesbote des Königs. „Unserm Plane erzieh' ich sie." — „Jene Lilien von Valois zerknickt ein span'sches Mädchen vielleicht in einer Mitternacht." Auf solche Priester-Meisterschaft ist selbst ein Alba nicht gefaßt. „Ja, der Streich vollendet! Dominikaner, ich bewundre dich!" —

Selbst diese Demaskierung genügte dem Dichter des „Don Carlos" noch nicht. Die Eboli ist Domingo nicht nur zu Willen, sie sorgt auch noch dafür, daß der Priester, ihr Verführer, intakt bleibe! „Sie haben nicht teil an dieser Sünde. Auch wahrhaftig die Kirche nicht! obschon Sie mir bewiesen, daß Fälle möglich wären, wo die Kirche sogar die Körper ihrer jungen Töchter für höhre Zwecke zu gebrauchen wüßte. — Dergleichen fromme Gründe, ehrwürd'ger Herr, sind mir zu hoch." — „Sehr gern, Prinzessin," schmunzelt Domingo, „nehm' ich sie zurück, sobald sie überflüssig waren."

Kaum hat der Dominikaner sich solcherweise seines Werkzeugs vergewissert, so seufzt er: „Wer sich auf Schlösser gut verstände! — Haben Sie bemerkt, wo sie (die Königin) den Schlüssel zur Schatulle gewöhnlich zu bewahren pflegt?“ — Der Blindgehorsamen genügt diese Andeutung: die Schatulle mit den Briefen des Don Carlos soll geöffnet oder erbrochen werden! — Auch Gold, meint Domingo, vermöge viel. Alba versteht und fragt alsbald nach etwaigen Vertrauten des Don Carlos, die als Spione zu brauchen wären. „Herzog,“ schließt die Szene zwischen Domingo und Alba mit der Eboli, „diese Rosen (die Prinzessin-Buhlerin) und Ihre (des Alba) Schlachten —“ „Und dein Gott“ — fällt Alba dem „bewunderten“ Dominikaner ins Wort —, „so will ich den Blitz erwarten, der uns stürzen soll!“ —

Das genaue Gegenstück zu diesem kirchlich frommen Trio bilden Don Carlos, Marquis Posa und die Königin Elisabeth. Carlos ist im Besitze von Philipps Liebesbrief an die Eboli, der aus Versehen in seine Hände gelangt ist. Die Urkunde bereitet ihm die denkbar größte Genugtuung: ist doch in seiner Vorstellung die von ihr so glühend geliebte Gattin Philipps jetzt — frei! Hat er doch die Gewißheit, daß sie beim Könige und Vater keine Liebe gefunden hat. So darf er hoffen, sie noch einmal sein zu nennen. Eben deswegen darf er den Brief nicht verwerten. Posa, sein Freund, schützt ihn vor der eigenen Schwäche, indem er den Brief — zerreißt. So sehr dies Carlos im ersten Augenblicke bestürzt, er ist dem Freunde dankbar dafür, daß er ihn vor einer unritterlichen Handlungsweise bewahrt hat. Während Don Carlos in seiner jugendlichen Unerfahrenheit und dem damit gepaarten edelmütigen, blinden Vertrauen in die Menschen, auf die Tugendhaftigkeit der — Eboli baut, die sein Geheimnis wahren und ihm keine Ungelegenheiten bereiten werde, stellt Posa, der die Eboli durchschaut hat, seinerseits alles auf die Tugend der jungen Königin. Der Vergleich, den er zwischen den beiden Frauen zieht, als zwischen zwei Typen, enthält den innersten Kern der ganzen Dichtung, enthüllt die religiös-ethische Idee, welche dieser zugrunde liegt.

Erwiese sich die Eboli, demonstriert Posa, als die Verschwiegene, die Tugendhafte, für welche sie Don Carlos in seiner Selbstverblendung hält, so nur, weil ihre Leidenschaft sie dazu antreibt, somit aus „Eigennutz der Liebe“. „Wie wenig

reicht sie empor zu jenem Ideale, das aus der Seele mütterlichem Boden, in stolzer, schöner Grazie empfangen, freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hilfe verschwenderische Blüten treibt! Es ist ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd in einem rauhen Himmelsstrich getrieben, Erziehung, Grundsatz, nenn' es, wie du willst, erworbne Unschuld, dem erhitzten Blut durch List und schwere Kämpfe abgerungen, dem Himmel, der sie fordert und bezahlt, gewissenhaft, sorgfältig abgeschrieben." — Da Don Carlos nicht nur ihre Leidenschaft erwidert, sondern ihr sogar verraten hat, daß er eine Andere im Herzen trägt, wird sie, deren Liebe Eigennutz ist, haltlos zusammenbrechen, als Weib fallen. Wie sollte sie nicht schon aus Eifersucht gegen diejenige, welche Carlos ihr vorgezogen hat, Philipp zu Willen sein?

Ihr Gegenstück ist die Königin Elisabeth. „Mir kam vor," schließt Posa seine Kennzeichnung der Eboli, „daß sie geschickt des Lasters Blößen mied, daß sie sehr gut um ihre Tugend wußte. Dann sah ich auch die Königin. O Carl, wie anders alles, was ich hier bemerkte! In angeborner stiller Glorie, mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands schulmäßiger Berechnung unbekannt, gleich ferne von Verwegenheit und Furcht, mit festem Heldenschritte wandelt sie die schmale Mittelbahn des Schicklichen, unwissend, daß sie Anbetung erzwungen, wo sie von eignem Beifall nie geträumt."

Posa wird sich in diesem Falle nicht verrechnen. Was sonst niemand, keinerlei Erwägung über Don Carlos vermocht hätte, wird die von ihm Angebetete vollbringen. Die Begegnung mit ihr, die Don Carlos nicht erwarten kann, um sie als Geliebte in seine Arme zu schließen, wird ihm Posa verschaffen, allein nur, damit Don Carlos, von der Selbstbeherrschung, der Tugendhaftigkeit der Königin besiegt, seine Leidenschaft für sie überwindet und in die Niederlande enteilt, um durch deren Befreiung von Philipp, dessen Alba und Domingo, im Dienste der Menschheit aufzugehen. Um dieses zu erreichen, eilt Posa freudig in den Tod. In der „schönen Seele" der holden Königin und deren Beteiligung verwirklicht sich derart das religiös-ethische Ideal Schillers, das ihm zugleich sein ästhetisches ist.

Während dem von Jugend überschäumenden Don Carlos nichts

Menschliches fremd ist, er zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“ jählings hin und her schwankt, er über das Grundsätzliche noch keineswegs im klaren ist und erst im letzten Augenblick, bevor die Katastrophe hereinbricht, über sich Herr wird, hat Marquis Posa, der vollendete Freidenker, alle menschlichen Schwächen und Bedenken längst hinter sich, lebt dieser ganz der Idee, die ihm wie ein Fixstern voranleuchtet. Eben hierdurch imponiert er seinem Antipoden König Philipp.

Auf nichts ist Schiller bei der Ausgestaltung der Charaktere in seinem „Don Carlos“ mehr bedacht gewesen, als Philipp zu keinem Unmenschen oder Ungetüm zu machen, wie ihm das mit Franz Moor in den „Räubern“, Gianetto Doria im „Fiesco“, dem Präsidenten in „Kabale und Liebe“ begegnet war. Schon weil Philipps Begegnung mit Posa sonst undenkbar wäre. „Zu einem Nero und Busiris wirft er Ihren Namen, und — das schmerzt mich, denn Sie waren gut,“ ruft ihm Posa zu. Philipp ist selbst das Opfer seiner königlichen Stellung und seines römischen Kirchenglaubens und damit der Alba und Domingo. Dies tritt zumal in der Szene, welche die Zusammenkunft mit Posa vorbereitet, wahrlich drastisch genug zutage, wo Alba geradewegs zu einem Jago wird, der Philipp zu einem Othello macht: so stachelt er ihn gegen seine holde junge Königin als angebliche Geliebte seines Sohnes auf. Es gelingt ihm in dem Maße, Philipp zu betören, daß dieser zum Schlusse befiehlt: „Laßt Domingo kommen.“

Domingo! Was wir von dessen Teufeleien auch schon erfahren haben, jetzt überbietet er sich selber noch. Um sein Ziel zu erreichen: Don Carlos und die Königin, beide, wie er sich vorgesetzt, in einer Schlinge zu fangen, scheut er sich nicht, als auf die untrüglichste Quelle seiner Unterstellungen, sich auf den — Beichtstuhl zu berufen! Mit vollendeter Jesuitenkunst redet er den bis zur Raserei Aufgebrachten an: „Sire, wenn meines Standes Mildigkeit mir auch der Schonung süße Pflicht nicht auferlegte, doch würd' ich Eure Majestät beschwören, um Ihrer Ruhe willen Sie beschwören, bei dem Entdeckten stillzustehn... Ein Wort des Königs — und die Königin hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen verleiht die Tugend wie das Glück — und nur die immer gleiche Ruhe meines Königs kann die Gerüchte mächtig niederschlagen, die sich die Lästerung erlaubt.“ „Gerüchte?“ braust

der von der römischen Schlange tödlich Getroffene auf, „von mir und unter meinem Volke?“ — „Lügen!“ entgegnet Domingo gelassen. „Verdammenswerte Lügen! Ich beschwör' es.“ Nämlich mit dem geistigen Vorbehalte: ich selber habe mir die Lügen geleistet! „Doch freilich“ — fügt der Zielbewußte, dem jedes Mittel „heilig“ ist, hinzu — „gibt es Fälle, wo der Glaube des Volks, und wär' er noch so unerwiesen, bedeutend wie die Wahrheit wird.“ — Ist jemals die „Kunst“ der Jünger Loyolas: zugleich den Herrscher gegen das Volk und das Volk gegen den Herrscher auszuspielen, alle durcheinander zu hetzen, um sie in ihr Netz zu jagen, zugleich treffender und drastischer vor Augen gestellt worden?

Als Domingo, allzu siegesgewiß, seinen Weg zu Ende geht, Philipp glauben machen will, daß die Infantin, der Zeitrechnung nach, gar nicht sein Kind sein könne, er sich sogar erdreistet, dem „Volke“ nachzusagen, daß es bei der Geburt der Prinzessin diese Rechnung bereits angestellt hätte — so ist das selbst für einen Philipp des Guten zu viel. „Toledo! Ihr seid ein Mann. Schützt mich vor diesem Priester!“ — „Bastard, sagt Ihr? Ich war, sagt Ihr, vom Tode kaum erstanden, als sie sich Mutter fühlte? — Wie? das war ja damals, wenn ich anders mich nicht irre, als Ihr den heiligen Dominikus in allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet, das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder gewesen, ist es jetzt nicht mehr? So habt Ihr damals oder heute mir gelogen. An was verlangt Ihr, daß ich glauben soll? O, ich durchschau' Euch. Wäre das Komplott schon damals reif gewesen — ja, dann war der Heilige um seinen Ruhm.“

Dieser, so von seinem eigenen Beichtvater belogene und betrogene, von der „heiligen Kirche“ in die Irre geführte und mißbrauchte König ist es, der, wie ein verdurstender Hirsch, nach Wahrheit, nach einem Menschen seufzt und, als er einen solchen in Marquis Posa gefunden zu haben meint, sich ihm blindlings in die Arme wirft. „Nach gehörter Messe,“ lautet der Befehl an Herzog Alba, „bringt ihn (Posa) ins Kabinett zu mir.“ Nach gehörter Messe! Selbst in dieser Lage, unter dem frischen Eindruck des soeben Erlebten, kann jener Philipp, der in sich selber so gar keinen Rückhalt findet, nicht umhin, seine Zuflucht zu eben jener Kirche zu nehmen, welche ihm den Eigenhalt so gründlich genommen hat.

Diese römische Sklavenkette ist es, von der Posa in seiner Unterredung mit Philipp ihn zu befreien trachten wird. „Ich höre, Sire, wie klein, wie niedrig Sie von Menschenwürde denken, selbst in des freien Mannes Sprache nur den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und mich deucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt. Die Menschen zwangen Sie dazu: die haben freiwillig ihres Adels sich begeben, freiwillig sich auf diese niedre Stufe herabgestellt. Erschrocken fliehen sie vor dem Gespenste ihrer innern Größe, gefallen sich in ihrer Armut, schmücken mit seliger Weisheit ihre Ketten aus, und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen. So überkamen Sie die Welt.“

„Sire! Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. — So viele reiche, blühende Provinzen! Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch ein gutes Volk —, und Vater dieses Volkes, das, dacht' ich, das muß göttlich sein! — Da stieß ich auf — verbrannte menschliche Gebeine —“

So leicht sind einem Philipp die Augen nicht zu öffnen. „Sehet in meinem Spanien Euch um. Hier blüht des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden; und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.“ Marquis (schnell): „Die Ruhe eines Kirchhofs!“ — Wähne Philipp wirklich den Völkerfrühling, wie er sich durch die Reformation in den Niederlanden ankündigt, mit Menschenarm den Weltgang aufhalten zu können? Mit Hilfe der Glaubensverfolgung, der „heiligen Inquisition“ seine Völker zu beglücken, sich zu erhalten? „Schon flohen Tausende aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger, den sie verloren für den Glauben, war ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen empfängt die (aus den Niederlanden) Fliehenden Elisabeth (von England), und fruchtbar blüht durch Künste unsers Landes Britannien! Verlassen von dem Fleiß der neuen Christen, liegt Granada öde, und jauchzend sieht Europa seinen Feind an selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.... Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten. Des langen Schlummers Bande wird er brechen und wiederfordern sein geheiligt Recht.

Geben Sie **Gedankenfreiheit!**“

Nur keine Furcht davor, daß diese den Menschen vom Göttlichen abbringe! Verhüllt sich dieser nicht, dem Künstler gleich, bescheiden

in ewige Gesetze? „Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu ein Gott? fragt er: die Welt ist sich genug! Und keines Christen Andacht hat ihn mehr, als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen."

Philipp vermag in seiner Verzweiflung und Ratlosigkeit dem edlen Ungestüm nicht zu widerstehen, er will den „Freigeist" für dieses Mal gewähren lassen. „Gift also selbst," summiert er auf seine Weise den empfangenen Eindruck, „find' ich, kann in gutartigen Naturen zu etwas Besserm sich veredeln. — Aber flieht meine Inquisition! — Es sollte mir leid tun —"

Wenn nicht über die „katholische Majestät", so hat Posa doch über den Menschen Philipp obgesiegt. „Haßt nicht der Priester meinen Sohn und sie? Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet? Mein Weib ist mehr wert als sie alle." Um den Vater und den Gatten vor dem Ränkespiel der Domingo und Alba zu retten, erhält der Marquis die königlichen Siegel.

Nicht auf lange. Als die Königin, die Philipp direkt von Angesicht zu Angesicht zu Rede stellt, ohnmächtig zusammenbricht und sich dabei auf der Schwelle des königlichen Gemaches die Stirne blutig schlägt, ist er zwar einen Augenblick bewältigt — „War das die Sprache eines schuldigen Gewissens?" Als jedoch Alba ihm mit den Worten naht: „Die Königin in Tränen und auf ihrem Gesichte Blut", donnert ihm Philipp entgegen: „Das nimmt die Teufel wunder, die mich verleitet haben." — „Wir gaben, was wir gehabt," stammelt Alba. „Die Hölle dank' es Euch!" entgegnet Philipp. „Wer weiß," bekennt er seinem Posa, „wieviel der Mönch drum wissen mag — ich bin durch ein verruchtes Bubenstück betrogen." — Unter solchen Umständen stellen Domingo und Alba das Segel um. Sie eilen zur Königin und legen Ihrer Majestät ihre Dienste zu Füßen. Erstaunt starrt sie die Überraschte an. „Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog, Sie überraschen mich wahrhaftig. Solcher Ergebenheit war ich mir von Domingo und Herzog Alba wirklich nicht vermutend." Indes, die Verwegenheit Marquis Posas, der krumme, verwickelte Weg, den er zur Rettung der Königin und des Don Carlos einschlägt, dann des letzteren Unbesonnenheit, — geben Domingo und Alba gewonnenes Spiel. Wie hätte auch der sechzigjährige Philipp über Nacht ein anderer werden sollen? Der Idealist und Schwär-

mer Posa stürzt sich, einem Curtius gleich, in den Abgrund. Philipp aber nimmt seine Zuflucht wieder zu dem neunzigjährigen — Großinquisitor, dem Lehrer seines Vaters und seiner selbst. „Ich habe gemordet, Kardinal, und keine Ruhe —" Wen gemordet? Den edelsten der Menschen, den er selbst wie einen Sohn geliebt hätte, den Marquis Posa! — Die Reue und der Schmerz, die Philipp darob erleidet, entgegnet der starre Dominikaner, seien gerechte Strafen: wie durfte er einen Ketzer, wie diesen Posa, dem heil'gen Amte der Inquisition entziehen? „Das Blut, das unsrer Ehre glorreich fließen sollte, hat eines Meuchelmörders Hand verspritzt. Der Mensch war *unser* — was befugte Sie, des Ordens heil'ge Güter anzutasten?" — „Leidenschaft? Antwortet mir Philipp der *Infant*? Bin ich allein zum alten Mann geworden? — Leiden*schaft*! (kopfschüttelnd):

> „Gib die Gewissen frei in deinen Reichen,
> *Wenn du in deinen Ketten gehst*!"

Der so zur Rede Gestellte entschuldigt sich damit, daß er (Philipp II.!) in diesen Dingen noch ein Neuling sei. Posa habe es ihm als Menschen, mit seinen Augen und seiner Beredsamkeit angetan. „Was sollte Ihnen dieser Mensch? Was konnte er neues Ihnen vorzuzeigen haben, worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen Sie Schwärmersinn und Neuerung so wenig? Der Weltverbessrer prahlerische Sprache klang Ihrem Ohr so ungewohnt? Wenn das Gebäude Ihrer Überzeugung schon von Worten fällt — *mit welcher Stirne*, muß ich fragen, *schrieben Sie das Bluturteil der hunderttausend schwachen Seelen, die den Holzstoß für nichts Schlimmeres bestiegen*?" — „Ich bin ein kleiner Mensch," jammert Philipp, „ich fühl's — du forderst von dem *Geschöpf*, was nur der *Schöpfer* leistet." — „Nein, Sire, mich hintergeht man nicht. Sie sind durchschaut — *uns* wollten Sie entfliehen. Des (Dominikaner-)Ordens schwere *Ketten* drücken Sie: *Sie wollten frei und einzig sein*."

Einen Augenblick bäumt sich der Königsstolz noch einmal gegen diese Sprache des hochmütigen Priesters auf, doch nur einen Augenblick. „Vorbei sei das Vergang'ne, Friede sei geschlossen zwischen uns — wir sind versöhnt?" — „*Wenn Philipp sich in Demut beugt*!"

Und so vollenden der Priester und der ihm blind gehorsame König vereint das Werk, wie es ihre „heilige Kirche“, wie es „Gott“ von ihnen erheischt. „Kannst du,“ fragt Philipp, der seinen Carlos entweder in die Niederlande entfliehen oder — sterben lassen will, „mir einen neuen Glauben gründen, der eines Kindes blut'gen Mord verteidigt?“ Worauf der Kardinal-Großinquisitor: „Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen, starb an dem Holze Gottes Sohn.“ „Du willst,“ fragt Philipp, „durch ganz Europa diese Meinung pflanzen?“ — „So weit, als man das Kreuz verehrt.“ — Philipp: „Ich frevle an der Natur, auch diese mächt'ge Stimme willst du zum Schweigen bringen?“ Großinquisitor: „Vor dem Glauben gilt keine Stimme der Natur.“ König: „Ich lege mein Richteramt in deine Hände. Es ist mein einz'ger Sohn — wem hab' ich gesammelt?“ Großinquisitor: „Der Verwesung lieber, als der **Freiheit!**“ Philipp: „Wir sind einig. Kommt.“ Und er eilt, seinen Sohn und Erben dem „heil'gen“ Amte als Ketzer auszuliefern, für das nächste Autodafé. „Kardinal, ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihre.“ Und der Vorhang fällt.

Wie schrieb doch Schiller an Rheinwald unterm 14. April 1783, als er den „Don Carlos“ konzepierte? „Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen, und ihre Schandtaten fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein ‚Carlos‘ dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen — —“

Wie viel Schiller auch an dem Plane der Dichtung, die er fast fünf Jahre lang mit sich herumtragen sollte, bis er sie zum Abschluß brachte, auch geändert hat, diesem seinem feierlichen Vorsatze ist er bis zuletzt treu geblieben, bildet er doch unverkennbar die Grundidee des ganzen Stückes. Schonungsloser, vernichtender hat bis auf den heutigen Tag keiner die Inquisition und ihre Schergen, „die ganze Menschenart“, wie sie die römische Hierarchie mit ihrem Ordenswesen ausgebildet hat, getroffen, und dies in ihrem innersten Kerne.

Schiller zielte noch höher. Sein zweites: „Ich will —“, bei

dem er abbrach, damit Rheinwald ihn ob seines Sanguinismus, seiner Selbstberauschung nicht auslache, sollte zweifellos besagen: nicht nur tödliche Kritik üben, ich will zugleich meinen eigenen Glauben verkünden, der Religion der Freiheit, höchster Menschen Würde, unbeirrbarer Liebe so zündenden Ausdruck geben, daß sie gleich einer neuen Offenbarung wirken muß. Das tut Posa nicht nur mit Worten; sein Bekenntnis wird zur Tat, er besiegelt es sogar mit seinem Opfertode. Don Carlos kann daher zum Schluß, auf den am Boden liegenden Leichnam weisend, Philipp und seinem Hofstaate ins Gesicht rufen: „Gibt es keinen Gott? Was? Dürfen in seiner Schöpfung Könige so hausen? Ich frage: Gibt es keinen Gott? Solange Mütter geboren haben, ist nur einer — einer so unverdient gestorben. Weißt du auch, was du getan hast? — Nein, er weiß es nicht, weiß nicht, daß er ein Leben hat gestohlen aus dieser Welt, das wichtiger und edler und teurer war, als er mit seinem ganzen Jahrhundert." Posa aber ist der vollendete Freidenker, der keinerlei Autoritätsglaubens bedarf, welcher eben deswegen das Göttliche so sicher, so ursprünglich, so tief, so rein erfaßt, so allumfassend begreift und betätigt, daß „keines Christen Andacht" Gott mehr als „dieses Freigeists Lästerung" preisen kann. Er bekämpft die römisch-katholische Kirche nicht als ein „Reformator", indem er auf die Bibel zurückgeht, er ist, wie er Philipp beruhigen kann, kein „Protestant". So wenig wie Lessings Nathan will oder braucht er seine Abkunft, seinen ihm als Kind eingepflanzten Glauben zu verleugnen oder zu verachten; wie er sich auf sich allein stellt, so ist er in sich gegangen, aus sich selbst herausgewachsen.

Diese Religion edelsten Menschtums, wie sie Posa so beredt verkündet, hat die junge Königin, die vollendete „Natur", als „schöne Seele", in sich verwirklicht. In ihr wird, wie im Kunstwerk, die Wahrheit zur Schönheit. Wie das Posa fordert, wenn er, vor ihr stehend, ausruft: „Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen, die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide gehören für ewig aneinander. Diesen Glauben soll mir kein feiges Vorurteil zerstören." Die Holdselige beschämt durch ihre Wahrhaftigkeit, ihren Gradsinn, ihren Edel- und Heldenmut selbst einen Posa, so daß sie über ihn das Urteil sprechen darf. „Sie haben nur um Bewunderung gebuhlt!" lautet, als sie das verwickelte Helden-

stück, wie er es aufgeführt hat, überschaut, das unerbittliche Verdikt. „Kann die gute Sache schlimme Mittel adeln?" — So wird sie zu dem reinen Gefäß, dem Posa sein Vermächtnis anvertraut. Insbesondere soll sie es über Don Carlos gewinnen und ihm sagen, daß er „für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird, nicht öffnen soll dem tötenden Insekte gerühmter besserer Vernunft das Herz der zarten Götterblume, — daß er nicht soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit Begeisterung, die Himmelstochter lästert." — Unter dem Eindruck von Posas Opfertode bringt sie Carlos wirklich dahin, daß er, im Geiste des Dahingegangenen, um der Geistes- und Gewissensfreiheit willen, in die Niederlande eilen und den Kampf auf Leben und Tod mit dem eigenen Vater und Könige aufnehmen will. Er hat die über alles Geliebte in den Armen gehalten und nicht gewankt. Er hat damit die schwerste Probe seiner sittlichen Seelenstärke bestanden. So sind beide, Don Carlos und die Königin Elisabeth, mit Shakespeares Hamlet zu reden, „reif" für die Todessichel. Auf die Vollendung in der Seele aber kommt es an. „Reif sein ist alles." Wähnt Domingo, sie in seiner Schlinge glücklich gefangen zu haben, über sie zu triumphieren, so täuscht er sich nicht anders, als Mephistopheles, da der Goethe'sche Faust nach bestandener Prüfung dahinsinkt. Oder auch — um beim Nächstliegenden zu bleiben — wie Jago, da er die unschuldige Desdemona umstrickt und ihren Othello zu ihrem Mörder gemacht hat. Wer wie Elisabeth und Don Carlos ethisch in sich gefestigt, ausgereift ist, ist damit jedem Schicksal gewachsen. Wie freudig geht Posa, eben da sich ihm das Leben so schön auftut, in den Tod! Wie in Shakespeares „Othello" Jago weiter leben soll, damit er die Gewissensqualen seiner Untaten ganz durchkoste, so mögen die Philipp, Domingo und Genossen die Opfer ihrer Niedertracht getrost überleben! Unter den Fußtritten der blinden, rohen Gewalt zu unterliegen, ist nun einmal „das Los des Schönen auf der Erde". Wie von Max Piccolomini, so gilt dies auch schon von der holden Elisabeth und dem edelmütigen Don Carlos, dem alter ego des Marquis Posa. Eben dies äußerliche Erliegen des Auserlesensten ist das tragische Moment, wie es Schillern so tief innewohnt und seine Dichtung durchweg beherrscht.

Gilt dieses tragische Geschick nicht auch von Jesus, dem Ge-

kreuzigten, der erst durch seinen Opfertod zum Erlöser werden sollte? In diesem Sinne bringt Schiller in seinem „Don Carlos" auch die Grundanschauung, den Kerngedanken des Christentums zum Ausdruck. Er steht dabei zu den Domingo und Genossen, den Vertretern der römischen Theokratie, in dem nämlichen tödlichen Gegensatze, wie Jesus der Priesterkirche zu Jerusalem, den Pharisäern gegenübergestanden hat, die ihn eben deswegen ans Kreuz brachten.

Der Geisterseher.

Noch während der Arbeit am „Don Carlos“ schoß „Der Geisterseher“ in die Halme, neben der Novelle „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, der einzige Versuch Schillers in erzählender Form, in die sich der geborene Dramatiker und Bühnendichter mit seinem Bedürfnis nach sich überstürzender Handlung und effektvoller Szenerie nicht recht zu finden wußte. Die Idee, die ihn antrieb, fällt insofern in den Gedankenkreis seines „Don Carlos“, als es sich auch im „Geisterseher“ um religionsphilosophische Weltanschauungen und geheime priesterliche Machenschaften handelt. Wie die Überschrift deutlich besagt, galt es dabei zunächst die Entlarvung von Schwindlern, wie der Sizilianer Cagliostro, der damals so erfolgreich sein Wesen trieb. Mit den wohlhabenden Müßiggängern, die, von den französischen Freigeistern „aufgeklärt“, mit ihrem Kirchenglauben zerfallen waren, und nun in ihrer oberflächlichen Ratlosigkeit erst recht dem grassesten Aberglauben in die Arme liefen, hatte dieser „Zauberer“, zumal in Hofkreisen, nur zu leichtes Spiel. Also genau das Thema von Goethes Großkophta. Indes hat es Schiller zugleich auf jene „Illuminaten“ abgesehen, welche, ähnlich wie die Freimaurer, zu geheimer Genossenschaft verbündet, sich zur Bekämpfung der Jesuiten diesen ihre Organisation abgelauscht hatten. Dies bewirkte, daß sie von vielen selbst für verkappte Jünger Loyolas gehalten wurden. Zogen die „Illuminaten“ doch die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich, eben als der Jesuitenorden vom Papste selbst aufgehoben worden war.

„Die Geständnisse des Sizilianers“ (des entlarvten Zauberers), schildert Schiller die Wandlung in der Brust seines Romanhelden, des zu bekehrenden Prinzen, „ließen in seinem Gemüt wich-

tigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand wert war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davongetragen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, diesen Betrug aufzulösen, schien ihn selbst überrascht zu haben. In seinem Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrtum noch nicht so genau voneinander gesondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechseln; daher kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines religiösen Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrenen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Eigenschaften und Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

„Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkt an regte sich eine Zweifelsucht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte."

So gelangt er in eben jenem Venedig, in welchem der „Sizilianer" sein Wesen mit ihm getrieben, in eine geschlossene Gesellschaft, Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Schein einer edeln, vernünftigen Geistesfreiheit die zügelloseste Lizenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte. „Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends besser aufgehoben sein, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vorteil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Zügel weniger findet und durch keinen Nimbus von Heiligkeit, der so oft profane Augen blendet, zurückgeschreckt wird. Und

dieses war der Fall bei dem Bucentauro, dessen meiste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie und durch Sitten, die einer solchen Führerin würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften.

„Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innersten Heiligtums nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte, wenigstens solange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz, alle konventionellen Unterscheidungszeichen ablegen und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der Tat streng, weil nur Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebildetsten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkte, zusammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu sein, war der Rückweg gefährlich, und falsche Scham sowohl als Sorge für seine Sicherheit zwangen ihn, sein inneres Mißfallen zu verbergen."

Solcherweise, und dies zwar, weil es ihm an innerm Halt fehlt, aus einem Wirrnis ins andere stürzend, endigt der Roman des so gründlich aus dem Geleis Gekommenen, indem er sich der römischen Papstkirche übergibt. Der geheimnisvolle, allmächtige „Armenier", der ihn mit seinem Geisterspuk so hartnäckig mystifizierte und dadurch am Gängelband erhielt, entpuppt sich als ein — *Jesuit*. „Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr," schreibt zum Schlusse sein vertrautester Begleiter dem Freunde, der ihn noch retten zu können hoffte, „auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Kardinal versöhnt, der Marchese wieder hergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren wußte? *In seinen Armen* finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — *die erste Messe hörte*."

Die Begebenheit dürfte, bemerkt einleitend Schiller selbst, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes vielleicht wichtig sein. Man werde über die „Kühnheit des Zweckes" erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen imstande ist; man werde über die Seltsamkeit der Mittel erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern — allein eine strenge Wahrheit werde seine Feder leiten. Kein Zweifel, daß es Schillern hiermit voller Ernst gewesen ist. Nicht daß alles, was er zur Anschauung bringt, historisch, als genau so tatsächlich Geschehenes aufzufassen wäre, die Erzählung dient nur zur Illustration des psychologischen Vorgangs in der Brust des Prinzen. Die Wahrheit, von der Schiller abhebt, nimmt er ausschließlich für die seelischen Vorgänge, die Seelenkunde in Anspruch. Die grundlegende Voraussetzung des in Frage stehenden Problems bilden die geistige Beschaffenheit und die Charaktereigenschaften des Prinzen. „Nicht zum wenigsten war seine religiöse Erziehung vernachlässigt worden. Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens religiöser Schwärmer gewesen war." Dies alles wirkte um so verhängnisvoller auf ihn, als tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie seine Gemütsart kennzeichneten. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu sein. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal gewonnen war, und besaß gleich großen Mut, ein akutes Vorurteil zu bekämpfen und für ein anderes zu sterben. „Eifrige Bekehrer, selbst in Mönchsgewand, konnten um so leichter an ihn herantreten, als er zunächst über diesen Artikel noch sehr tolerant und gleichgültig dachte." Überdies wurde er für diese erst von dem Tage an ein besonders begehrenswertes Objekt, da er unerwarteterweise Aussicht gewann, einmal selbst eine Herrscherkrone zu tragen. Wie, wenn es gelang: mit ihm das regierende Haus dem Protestantismus zu entreißen und römisch-katholisch zu machen? Hierfür konnte einem Jesuiten, konnte dem kirchlichen Rom kein Mittel zu kühn, kein Opfer zu groß erscheinen. Daß im vorliegenden Falle die Jesuiten mit im Spiele sind, wird u. a. angedeutet, indem der Lord, welcher der Geisterheraufbeschwörung des Sizilianers mit anwohnt, dem Prinzen den Rat er-

teilt: „Fordern Sie den Papst Ganganelli!" Mithin die Erscheinung desjenigen Papstes, der kurz nachdem er den Jesuitenorden aufgehoben hatte, starb, und dies unter so verdächtigen Erscheinungen, daß nur zu Viele überzeugt geblieben sind, daß ihn die Jünger Loyolas vergiftet hätten. Der schlaue Sizilianer weigert sich jedoch dessen, indem er vorgibt: er dürfe keinen zitieren, der die Weihung empfangen! „Das ist schön," bemerkt trocken der kaltblütige Engländer, „vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist." — Der Prinz endigt im Schoße der „alleinseligmachenden" Kirche, offenbar weil es ihm zum Protestanten, vollends zum Freidenker, an der erforderlichen Bildung des Geistes und des Gemütes, an geistiger Selbständigkeit und damit an ethischem Rückgrat fehlt.

Schillern dürfte der Gegenstand besonders wegen seiner Zeitgemäßheit gelockt haben. Wie lebhaft mußte er nicht das Bedürfnis empfinden, die Ideen und Seelenkämpfe, die er in seinem „Don Carlos" notgedrungen in eine entlegene Vergangenheit zurückverlegen mußte, auch in der lebendigen Gegenwart, die sie in ihm selber gezeitigt hatte, zur Darstellung zu bringen! Sind die sinnverwirrenden Begebenheiten in seinem Romane auch zum Teil erfunden, so entsprechen sie doch ihrer Art nach durchaus dem, was damals tatsächlich erlebt werden konnte. Die Schilderung der Frivolität und Sittenlosigkeit der Hofkreise, wie sie bis zur französischen Revolution mit ihren Kriegen und Umwälzungen, zumal auch im „heiligen römischen Reich deutscher Nation", herrschten, konnte nicht übertrieben werden. Dies gilt ganz besonders auch von den „geistlichen" Höfen und Würdenträgern der römischen Kirche. Tiefer als in dem hierdurch bedingten Zeitalter Voltaires hat das Niveau der römischen Geistlichkeit sittlich nie gestanden. Wie fruchtbar dieser Boden für die Cagliostro und Genossen war, dafür wird die berüchtigte Halsbandgeschichte am Versailler Hofe mit dem Straßburger Kardinal-Erzbischof Rohan als Angelpunkt immer das klassische Zeugnis bleiben. Wie dieses sensationelle Geschehnis Goethen plötzlich den schier bodenlosen Abgrund, in welchem die ganze bestehende Gesellschaftsordnung versinken mußte, öffnete und ihn derart erregte, daß seinen Freunden für seinen Geisteszustand bangte, ähnlich hat offenbar auch Schillers Seherauge diesen Abgrund gestreift. Dafür ist sein „Geisterseher" Urkunde.

Wie „unglaublich“ die ganze Bekehrungsgeschichte des Prinzen heute erscheinen mag, — man braucht nur etwa diejenige des sächsischen Kronprinzen, des Sohnes August des Starken, zu lesen, der deswegen ebenfalls nach Italien entführt worden ist, um sich zu überzeugen, daß Schiller auch in dieser Beziehung dem Glauben seiner Leser nicht zu viel zugemutet haben dürfte. Die Folgen derartiger Bekehrungen protestantischer Fürstenhäuser in deutschen Landen aber sind wahrlich heute noch nur zu spürbar. Hat Schiller, wie so nahe liegt und wohl mit Recht vermutet worden ist, bei seiner prinzlichen Bekehrungsgeschichte an den württembergischen Prinzen Karl Alexander gedacht und an die Gefahr, die damit seinem engeren Heimatlande drohte, so ist heute, da der letzte Sproß der protestantischen Linie auf dem Throne in Stuttgart sitzt, sein „Geisterseher“ aktueller denn je.

Freilich hat Schiller bald erkannt, daß die gewählte Form, die so drastisch auf Effekt zugespitzte, leichtgeschürzte Erzählung mit ihrem widerwärtigen Ränkespiel ohne Ende dem ihm vorschwebenden hohen Zwecke und seiner eigenen schriftstellerischen Würde wenig entsprach, und so machte er, trotz der hochgradigen Spannung und dem lauten Lobe seiner Leser, mit dem „Geschmier“, wie er es selber nennt, eines Tages kurzerhand „Schluß“. Der Prinz hat — „die erste Messe gehört“. — Damit hat er seine geistige Freiheit und Selbstbestimmung aufgegeben, ist es mit seinem Streben nach religionswissenschaftlicher Erkenntnis vorüber. Sein geistiges Leben ist zu Ende. Er gehört sich selber nicht mehr an. Und so ist das Stück aus. Der Vorhang kann fallen. Der Buchausgabe wollte Schiller, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, ein Sinnbild der „Freiheit“ als Vignette vorgedruckt wissen.

Briefwechsel zwischen Julius und Raphael.

Wie heilig ernst es Schiller nahm mit der Klärung und Nutzanwendung seiner religionswissenschaftlichen Erkenntnis, auf die seine Ethik und Ästhetik gleicherweise gestellt waren, die seine ganze Lebensführung und Dichtung bedingten, wie sehr es ihm Herzenssache war, auch andere dieser seiner höchsten Seelenerrungenschaft teilhaftig werden zu lassen, erhellt nicht zum wenigsten aus dem so unauflöslichen, auf Geistesgemeinschaft fußenden Herzensbunde mit Körner. Um die letzten Zweifel zu bannen, den Standpunkt, den er errungen hatte, auf seine Festigkeit hin zu prüfen, hat er den mit dem Freunde gepflogenen Gedankenaustausch in Form eines Briefwechsels zu fixieren versucht, den er dann in seiner „Thalia“ veröffentlichte.

Julius (Körner) hat es lange bei dem väterlichen Horizonte und dem ihm von Kind auf überlieferten Kirchenglauben bewenden lassen, da ihm „nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da er noch vor dem Teufel bebte und desto herzlicher an Gott hing“. Sein Raphael (Schiller), der „Freidenker“, hat ihm den Glauben, der ihm den „Frieden“ gab, untergraben. „Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe Deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden. — Göttlich, ja gött-

lich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Ebenso viele, sagtest Du mir, drängten sich einst um die Irmensäule und zu Jupiters Tempel, ebenso viele haben ebenso freudig, ihrem Brahma zu Ehren, den Holzstoß bestiegen. Was Du am Heidentum so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit Deiner Lehre beweisen?"

So klagt Julius; aber nur, um desto freier aufzuatmen, seinem Raphael um so inniger zu danken. „Du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen getan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich errötete nicht, einen Teil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erstenmal, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Übereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Wert, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen."

Als wäre er Don Carlos, dem Posa den Star gestochen, ruft Julius staunend: „Wo bin ich hingeraten, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen (persönlichen) Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?" —

„Je verlassener Du Dich fühlst," beruhigt ihn siegesgewiß sein Seelenarzt Raphael, „desto mehr wirst Du alle Heilkräfte in Dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung Du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es Dir gelingen, das Übel aus dem Grunde zu heben." — „Ich hatte nichts zu fürchten für Deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte,

auf welchem sie nicht gegründet war." — „Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt." —

„Denke Dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohltut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke Dir dann den Mann mit dem hellen, umfassenden Sonnenblick des Genies, mit dem Flammenrad der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen — — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glücklichen, die er schaffen soll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geist sich zusammendrängen — und nun beantworte Dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?" — „Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist er selbst." — „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind."

Dieser Pantheismus, wie ihn Raphael-Schiller formuliert, steht in seiner Vorstellung mit dem Christentum, dem Wandel und den Lehren Jesu, wie er sie durch seinen Tod am Kreuz besiegelte, keineswegs in Widerspruch. — „Laßt uns helle denken, so werden wir feurig lieben," ruft schließlich Raphael in seiner Theosophie. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch untereinander."

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Große Göttin tritt zurück,
„Weiche vor der Liebe!
— — — — — — — —
„Liebe, Liebe leitet nur
„Zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geister."

„Eine Vorratskammer steht offen für alle. Die schöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses.

Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Regionen und alle Systeme geht —: „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet!"

Die erste Voraussetzung hierzu bleibt die Freiheit des Geistes.

Damit hat Schiller in religiösen Dingen den Standpunkt gewonnen, den er in der Vollendung seiner Meisterschaft klassischen Ausdruck geben wird in dem berühmten Distichon, überschrieben „Mein Glaube".

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine?
Aus Religion!"

Schillers historische Schriften.

Daß Schiller als Historiker, ähnlich wie der Dramatiker in der Werdezeit seines „Don Carlos“, sich vor allem berufen fühlte, mit dem „kirchlichen Rom“ abzurechnen, bekundet schon die Wahl des Gegenstandes. Der erste Wurf: „Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“, fällt mit dem „Don Carlos“ stofflich absolut zusammen. Das Bedürfnis, den historischen Boden, den er so kühn als Bühnendichter betreten hatte, festzuhalten, mittelst der Wissenschaft in seinem Kampfe um die Freiheit einen noch festeren Stand zu gewinnen, hat ihm das historische Werk eingegeben. Daß er dabei dem päpstlichen Rom mit seiner spanischen Inquisition, als dem absolutesten Gegensatze, dem — Todfeinde seiner Ideale und ihrer Verwirklichung entgegensteht, dessen ist er sich vollkommen bewußt, diese Erkenntnis bildet geradezu den Leitfaden seiner Forschung und Darstellung. So heißt es gleich in der Einleitung: „Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone (nämlich die spanischen Niederlande!), und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven verschließen.“ — „Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste, und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann.“ —

Mit seinem immer auf das Ganze der Menschheit und damit auf die Weltgeschichte gerichteten Geistesblick wird Schiller, indem er die Niederlande und deren Bewohner zur Zeit des Kampfes gegen Philipp und seine Inquisition veranschaulicht, auch ihres einstigen Kampfes als Batavier gegen die römischen Legionen der heidnischen Cäsaren gedenken. „Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes

in den Heerführern beider Zeiten," schließt er seine Einleitung, wie sie zunächst Wieland in seinem „Merkur" zum Abdruck brachte, „läßt den Krieg ebenso hartnäckig dauern und beinahe ebenso zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion."

Wie den Dichter, so entrüstet auch den Geschichtschreiber Schiller nichts so tief und nachhaltig, wie die Niedermetzelung der Mitmenschen um des Glaubens willen, gar im Namen desjenigen, der nicht einmal duldete, daß das Schwert gegen seine Henkersknechte gezogen wurde! Eben diese Henkerspolitik aber hatte das kirchliche Rom, das keine „Ketzer" duldete, durch seine Inquisition nachgerade zu seinem Grund- und Eckstein gemacht. Dies veranschaulicht Schiller, zumal im Kapitel über das Inquisitionsgericht. „Um desto sicherer zu sein," führt er aus, „daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer (der Inquisition) Statuten auflöse, entzog Innocentius III. sie den Bischöfen und der säkularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls." — Indem der Dominikaner Torquemado als erster den „blutigen Thron" der spanischen Inquisition bestieg, welche die römische noch übertrumpfen sollte, und deren Statuten gründete, „verfluchte er mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande." — „Wohin die Inquisition ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewütet. Die Toten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsstriche, worin sie einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines

Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war."

„Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werte gefallen."

Diese spanische Inquisition in der Hand eines — Alba!

„Albas erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Großen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder einzusetzen, die Schlüsse der Trientischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben und die Plakate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen. Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesamte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Taten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urteil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen, und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Anteil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen, alle, die gegen die Trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; alle, die das öffentliche Predigen zugelassen, oder nur schwach gehindert; alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgendeine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; alle, die einen unkatholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, calvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; alle endlich, die sich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen — alle, ohne Unterschied, seien in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrat lege,

und diese Strafe solle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiele und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden. Nach dieser Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eins von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von seiner Großmut und Menschlichkeit zum Geschenk.

„Durch diesen ebenso fein ausgesonnenen, als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet und eine Vereinigung der Gemüter unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urteil vollstrecken lassen wollte, das über alle, ohne Ausnahme, gefällt war, so hielt jeder einzelne sich stille, um, wo möglich, der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entwischen und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand jeder, mit dem es ihm gefiel, eine Ausnahme zu machen, gewissermaßen in seiner Schuld und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Werte des Lebens und des Eigentums gleichkam. Da dieses Strafgericht aber bei weitem nur an der kleineren Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der größeren durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert, und für einen, den er zum Schlachtopfer aussuchte, waren zehn andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Besitze seiner Herrschaft, solange er dieser Staatskunst getreu blieb, und verscherzte diesen Vorteil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die jeden, ohne Ausnahme, drückte."

Schiller hat seine Darstellung mit der Abreise der Statthalterin Margaretha von Parma, der Halbschwester Philipps II., abgebrochen. Wenn das niederländische Volk das Gedächtnis des schwachen Weibes, das in Philipp ihren „Abgott" hatte, lange noch in Ehren gehalten hat, so war sie, nach Schillers Urteil — und wer wollte ihm hierin widersprechen? — „der Glorie bei weitem nicht wert, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete".

Indem Schiller erst in seinem „Don Carlos" und dann in

der Geschichte des Abfalls der Niederlande den Kampf des Protestantismus gegen das päpstliche Rom zum Gegenstande wählte und ihm so zündenden Ausdruck verlieh, folgte er dabei bewußt und unbewußt dem Impulse der Zeitgeschichte. Ist doch unsere gesamte klassische Literaturepoche, von Klopstock und Lessing bis auf Kant und noch Hegel, durch nichts mehr gekennzeichnet, als durch ein Zurückgreifen auf das Zeitalter der — Reformation. Daß diese auf dem europäischen Festlande sich nur in den Niederlanden auch politisch hatte ausleben können, gab diesen die einzigartige Stellung, die sie in der Entwicklung der aus der Religionserneuerung entsprossenen Freiheiten einnehmen. Auch der junge Goethe ist, ein Jahrzehnt vor Schiller, nachdem er mit seinem „Götz“ das Reformationszeitalter wieder so unmittelbar in die Anschauung zurückgerufen hatte, auf — Egmont zugetrieben worden. Auch Goethe hat es auf die Leiden des niederländischen Volkes abgesehen gehabt, wie es von Philipp und seinem Alba, mit ihrer spanischen Inquisition, heimgesucht worden ist; wie lebenswahr, wie packend hat er es in seiner ganzen Rat- und Hilflosigkeit uns vor Augen gestellt! Indes trotzdem und obgleich Egmont für „die Freiheit“ stirbt, war der unentwegte männliche Kampf um politische Freiheit weniger Goethes Fall; sein Interesse konzentrierte sich auf den genialischen Volksliebling, der zudem, was ihm Schiller in seiner Rezension des Stückes am wenigsten nachsehen mochte, bei Goethen aus einem besorgten Familienvater zu einem jugendlichen Nachtwandler geworden ist. Darum ist indes auch Goethe gegen die „römische Gefahr“, wie sie seit den Tagen des „heiligen“ Bonifacius und Karls des Großen insbesondere uns Deutsche unablässig in die Enge gebracht hat, keineswegs blind gewesen. Auch in seiner Dichtung hat er sie bis zuletzt, zumal im Zweiten Teil seines „Faust“, drastisch genug gekennzeichnet, Schiller mit seinen bitteren, eigenen Erfahrungen und seiner strengen Auffassung der Weltgeschichte als Weltgericht aber hatte ein ganz anders entwickeltes ethisch-politisches Pathos in sich, das ihn diesem tragischen Konflikte immer wieder zuführte.

Unvermeidlicherweise auch in seiner akademischen Antrittsrede, auf dem Katheder in Jena, überschrieben:

„Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“

So heißt es hier: „Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsere Leibnize und Locke machten sich um das Dogma und um die Moral des Christentums ebenso verdient, — als der Pinsel eines Raffael und Correggio um die heilige Geschichte.“ —

„Durch seine wachsenden Reichtümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innozenz alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbnis und des geistlichen Despotismus schreiender Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten.“

Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.

Der Dreißigjährige Krieg vollends, führt er nicht gradwegs in den Brennpunkt der römisch-deutschen Tragödie? Einleitend bemerkt Schiller mit Recht, daß seit dem Anfange des Religionskrieges, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, bis zum Westfälischen Frieden, dem Endpunkt seiner Darlegung, in der politischen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen sei, woran die Reformation nicht den vornehmsten Anteil gehabt hätte. Der religiöse Bürgerkrieg in Frankreich, der dieses Königreich ein halbes Jahrhundert lang in seinen Grundfesten erschütterte und die ausländischen Waffen bis in das Herz des Landes zog; der achtzigjährige Befreiungskampf der Niederlande gegen Spanien und Rom; der Kriegszug Philipps II. gegen Elisabeth von England, weil sie seine protestantischen Untertanen in Schutz genommen; die endlosen Kriegswirren innerhalb des heiligen römischen Reiches deutscher Nation selber; die Konsolidierung Däne-

marks und Schwedens auf Grund einer neuen, protestantischen Staatsordnung usw. usw. Durch den notgedrungenen Zusammenschluß der Glaubensgenossen wurden die nationalen Schranken durchbrochen und ganz neue Staatengruppen gebildet.

Mit Recht bewunderte Körner an der Darstellung Schillers vor allem die geistige Bewältigung, Sichtung und Klärung der verwirrenden Stoffmasse, „die Anordnung und Stellung der Begebenheiten", wodurch Licht und Zusammenhang in das Ganze gekommen sei. Um die Entstehung des furchtbaren Verhängnisses, wie es über Deutschland hereinbrach, verständlich zu machen, geht Schiller zurück bis auf den Augsburger Religionsfrieden (1555). Dieser sei, führt er ebenso scharfsinnig als treffend aus, von vornherein ein Notbehelf, ein notgedrungener Waffenstillstand gewesen. Einen auf Religions*freiheit* und entsprechende Duldung Andersgläubiger gegründeten Friedensstand „konnten die Katholischen (ihren Kirchensatzungen nach) nicht geben und einen solchen auch die Evangelischen, die sich zu ihrem Verhängnis ebenfalls noch konfessionell festlegten und infolgedessen auch noch gegenseitig tödlich bekämpften, noch nicht vertragen." Bei der Vereinbarung zu Augsburg handelte es sich denn auch nicht sowohl um Religionsfreiheit, als um den Besitzstand des bisherigen heiligen römischen Reiches und des darin aufgehäuften *Kirchengutes*. Wie aber sollte *hierfür* ein *Rechtsboden* gewonnen werden?" — „Das Recht," demonstriert Schiller, „hat nur Entscheidungen für *denkbare* Fälle, und vielleicht gehören päpstliche Stiftungen nicht unter diese; zum wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf *dogmatische* Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine *ewige* Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?" In einer Zeit, da es in Mittel- und West-Europa nur die eine römisch-katholische Papstkirche gab, hatten die Stifter eine Kirchenspaltung, wie sie die Reformation mit sich brachte, unmöglich voraussehen und zu einer solchen also auch nicht Stellung nehmen können.

Der „geistliche Vorbehalt", den die Römischen in die Friedensurkunde glücklich hereingebracht hatten, gemäß welchem in Zukunft jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Kurfürst, Bischof oder Abt, seine Benefizien und Würden verwirkt haben sollte, sobald er zur protestantischen Kirche abfiel, machte die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten

von seinem Glaubensbekenntnisse abhängig. Wo blieb da die Religionsfreiheit? Dabei hatte es, noch zur Zeit, als Schiller 1790 sein Geschichtsbuch ausarbeitete, sein Bewenden behalten. An diesem Anker, bemerkt er, sei noch die katholische Kirche in Deutschland befestigt. — „Was würde," fragt er mit protestantischem Sanguinismus, „aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse?" —

Zum Überfluß hatte der Papst den Augsburger Religionsfrieden, weil derselbe immerhin die Protestanten neben den römischen Katholiken bestehen ließ, ausdrücklich verworfen! War es doch in den Augen des Dreifachgekrönten im Vatikan ein Vertrag mit — unüberwundenen „Rebellen"! „Aus diesem Prinzip," führt Schiller, den Nagel auf den Kopf treffend, aus, „scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergeflossen zu sein und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt." Die Jesuiten brachten die Protestantischen nicht zum wenigsten dadurch in Harnisch, daß sie nicht müde wurden, den Augsburger Religionsfrieden, der zur Grundlage des ganzen Besitzstandes im Reiche geworden war, als einstweilige Konvenienz erklärten.*)

Mit vernichtender Klarheit und Schärfe bringt Schiller die Absurdität des heiligen römischen Reiches von Papstes Gnaden als deutschen Nationalstaat, vollends nach dem religiösen Riß, zur Anschauung. „Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien geschieden — und doch soll das ganze Reichssystem ausschließend einer einzigen folgen?" Alle bisherigen Kaiser waren Söhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältnis mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentierte?"

---

*) Genau so noch heute! Wissen doch die römisch-katholischen Rechtslehrer auch an unsern deutschen Hochschulen immer noch, nach bald vier Jahrhunderten, nur von einer sogenannten Reformation, deren Folge nicht nur für die Lehrsätze der römischen Papstkirche, sondern auch für die Staatsordnung einschließlich des Augsburger Friedens und auch des westfälischen null und nichtig zu achten sind! Dies noch einmal unverrückbar festzulegen ist der Hauptzweck des Syllabus Pius IX. gewesen.

Aus eben diesem Gesichtswinkel heraus höhnt in Goethes „Faust" der Herold, beim Mummenschanz, dies wunderliche Kaisertum, nach welchem sich heute wieder die Römlinge zurücksehnen:

„Der Kaiser, er, an heiligen Sohlen,
Erbat sich erst das Recht zur Macht,
Und als er ging, die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht."

Wenn die deutschen Habsburger nicht, wie so viele deutsche Reichsfürsten, schon aus Herrscherinteresse, um der Kirchengüter willen, protestantisch wurden, so scheint Schillern dieses letzten Endes dadurch bedingt gewesen zu sein, daß sie ihre Macht auf das durch die Inquisition bis ins Blut hinein fanatisierte Spanien und das ebenfalls römisch-katholische Italien stützten; auch weil sie sonst der römischen Kaiserkrone deutscher Nation verlustig gegangen wären. Er betont, wie der unselige Rudolf II., welcher durch seine Schwäche den Bruderzwist im eigenen Hause heraufbeschwor, für Deutschland ein so verhängnisvoller Herrscher geworden ist, offenbar auch infolge einer „in Spanien zugebrachten Jugend und weil er sein Ohr den schlimmen Ratschlägen der Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes lieh, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten". Letzteres gilt erst recht von Ferdinand II., dem „Katholischen", selber, vom kaiserlichen „Helden" des Dreißigjährigen Krieges. Richelieu, der verschlagene Lenker der damaligen französischen Politik, betört ihn im entscheidenden Augenblick, da er dank Wallenstein tatsächlich Herr des ganzen Reiches, von der Nordsee bis zu den Alpen, an der Donau wie am Rhein, geworden ist, mittelst seines Paters Joseph, des listigen Kapuziners. „Nichts auf Erden," schreibt Ferdinands eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es, pflegte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu einer Zeit und an einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten." So musterhaft hatten ihn die Jesuiten erzogen.

Kaum hatte Pater Joseph ihn glücklich dahin gebracht, daß er Wallenstein und mit ihm dessen Heer von an 100000 Mann entließ, so arbeitete er ihm, im französischen Interesse, so dreist

entgegen, daß Richelieu sein Faktotum verleugnen und in ein Kloster schicken mußte. „Ein schlechter Kapuziner,“ hörte man Ferdinand selber sagen, „hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben.“

„Also triumphierten Betrug und List,“ bemerkt Schiller, „über diesen Kaiser, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte.“

Zum zweiten Male entledigt sich derselbe Ferdinand jenes Wallenstein, dem es die Jesuiten nie vergaben, daß „er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah“, indem er ihn — ermorden läßt.

„Durch Mönchsintrigen,“ konstatiert Schiller, „verlor Wallenstein zu Regensburg den Kommandostab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr als beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt.“

„Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Träne und ließ für den Ermordeten zu Wien dreitausend Seelenmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.“

Das Gegenstück zu Ferdinand und seinen jesuitischen Dunkelmännern bildet in Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ die Lichtgestalt Gustav Adolfs, des protestantischen Schwedenkönigs, dem er nicht genug Bewunderung zollen kann. Doch vermag er als deutscher Patriot den jähen Hingang des Helden nicht zu beklagen. Mit der Herrschaft Gustav Adolfs wäre, nach Schiller, die deutsche „Freiheit“ unvereinbarlich gewesen. Geboren im Auslande, in den Maximen der Alleinherrschaft aufgezogen und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, wäre er wohl nicht geschickt gewesen, das Heiligtum deutscher Verfassung zu bewahren und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen! Habe er es nicht sogar über die Reichsstadt Augsburg vermocht, daß sie den Eid der schwedischen Krone leistete und diese Stadt sich stolzer erwies auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichen Vorzug der Reichsfreiheit? Da seien die österreichischen Habsburger als deutsche Kaiser doch noch vorzuziehen gewesen. Wenn Schiller nur nicht selbst diese „Reichsfreiheit“ und

die deutsche Politik der damaligen Habsburger mit ihren Folgen für die deutsche Nationalität so anschaulich geschildert hätte!

Unverkennbar urteilt der Geschichtslehrer Schiller im vorliegenden Falle unter dem Eindrucke des noch bestehenden heiligen römischen Reiches deutscher Nation, das ihm als ein Unantastbares erschien, dessen Verfassung den ganzen Rechtsstand ausmachte. Wie er denn auch von diesem Gesichtspunkte aus seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" mit dem Hinweis auf das Riesenwerk des Westfälischen Friedensvertrages schließt, als der Errungenschaft von dreißigjährigen Anstrengungen und Leiden! Den Werdegang und die Beschaffenheit dieses einzigartigen Vertrages darzustellen, müßte, meint er zum Schlusse, einer andern Feder vorbehalten werden, indem ein bloßer Abriß — „das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft" zum — Skelett entstellen würde.

Diese westfälische Urkunde schätzt Schiller offenbar nicht zum wenigsten, weil darin Religionsfreiheit mindestens so weit verbürgt wurde, daß der Zustand gegen die Zeiten vor der Reformation als ein goldenes Zeitalter erscheinen mußte. Eben aus diesem Grunde hat das kirchliche Rom gegen den Westfälischen Frieden feierlich Einspruch erhoben, wird gegen das religionspolitische Prinzip desselben von seinen Rechtslehrern auch heute noch an unseren deutschen Hochschulen nach wie vor grundsätzlich Verwahrung eingelegt.

Kleinere historische Schriften.

Die Bartholomäusnacht.

Bei Schillers kleineren, meist sehr flüchtig entstandenen historischen Schriften muß streng unterschieden werden zwischen denen, welche als seine geistige Arbeit anzusprechen sind, und denen, welche den Charakter eiliger Kompilation und notdürftiger Zustutzung nur zu deutlich an der Stirne tragen. Sind doch sogar einzelne darunter, welche, wie die über Solon und Lykurg, ohne sein Zutun in seine Werke hineingeraten, wohl gänzlich als das geistige Eigentum Anderer anzusprechen (S. Goedeckes Vorwort zu den historisch-kritischen Ausgabe der Schriften, Bd. IX). Die verhältnismäßig umfangreiche Schrift über die Geschichte der französischen Unruhen bis zum Tode Karls IX., welche in einer Schilderung der Bartholomäusnacht ausläuft und die uns daher hier am nächsten liegt, ist wenig mehr als eine Übersetzung, die er, wie es scheint, in schwer leidendem Zustande seiner Lotte in die Feder diktiert oder auch nur revidiert hat. Immerhin dürfen wir aus der Wahl des Stoffes und der der Darstellung zugrunde gelegten Quelle, die zudem die verlässigste Darstellung gewesen ist, die er hätte wählen können, schließen, daß wir das Bild der in Frage stehenden Zustände und Konflikte besitzen, wie es sich in Schillern selbst spiegelte und ihm zutreffend erschien. Das Ganze spielt sich ab wie ein erschütterndes — Drama, dem der Spruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" zum Leitwort dienen könnte. So greifbar erfüllt sich die rächende Nemesis. Jenen unseligen entnervten Jüngling, der sich Karl IX. nannte und der, von seiner Mutter und seinem Bruder Heinrich, dem Liebling der Katharina v. Medici, beredet, das Zeichen zur verhängnisvollen Mordnacht gegeben hatte, befällt alsbald, noch bevor die Bluttat vollendet ist, aber doch schon zu spät — „feige Reue". — „Schon hätte

daher Colignys Schatten seine Genugtuung in diesem Anblick des sich peinigenden Lasters mit sich hinübernehmen können.“ Zu eben der Stunde war nämlich der Wehrlose mit der frischen Wunde des gegen ihn verübten Attentats, vom Könige selbst in Sicherheit Gewiegte niedergemetzelt und durch das Fenster in den Hofraum hinunter geworfen worden. Daß der Todesstoß gegen den ebenso warmherzigen als edelmütigen französischen Patrioten wenigstens von keinem Franzosen geführt wurde, vielmehr von einem Deutschen von Adel (Besme), wird besonders hervorgehoben. „‚Bist du Coligny?‘ rief dieser. ‚Ich bins,‘ antwortete mit fester Stimme der Greis — ‚und hier, junger Mensch, achte du meinen grauen Kopf!‘ Besme durchstach ihn in diesem Augenblick, gefühlloser als Marius' Mörder.“ „Zu frühe,“ heißt es im Rückblick auf das im Vatikan so hochwillkommene Ereignis, „feierten zu Rom die Diener des Heiligen Stuhls seinen Sieg über die französischen Ketzer durch alles weltliche und geistliche Freudengetümmel, durch Messen und Kanonendonner.“ Vollends die Hofkamarilla! Schon am 28. Oktober mußte der König einen Befehl ergehen lassen, welcher den vermeintlich mit einem Schlage vernichteten Hugenotten wieder Schutz und Rückgabe ihrer Güter zusagte. Der von religiösem Fanatismus genährte Bürgerkrieg wurde durch die Bartholomäusnacht nur frisch angeschürt. Karl IX. selbst siechte, aus einem Paroxismus in den andern fallend, unaufhaltsam dahin, um noch vor Ablauf von zwei Jahren ins Grab zu sinken. „Er erlebte die Unmöglichkeit“ (mit dieser Reflexion schließt die Abhandlung ab), „sein Zepter anderen Händen als seiner Mutter — und also gerade seinem mit so viel Kunst und List ins ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Protestanten in offenem Felde und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit wie aus doppelten Rachen Flammen über Frankreich ausspeien werde und daß alles, womit ihn sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, ebenso fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz: er erlebte so viel, daß es ihm noch Trost war, nicht Vater eines Sohnes zu sein, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte.“

Obgleich Schiller offensichtlich besonders sorgfältig darauf be-

dacht gewesen ist, der Königin-Mutter Katharina von Medici nicht, wie es so viele vor- und nachher getan haben, einen ungebührlichen Anteil an der ihresgleichen suchenden Freveltat aufzubürden, so kann er doch nicht umhin, ihr einen wesentlichen Teil der Verantwortung für dieselbe zuzuweisen. Noch weit schwerer als die machiavellische Politik und Persönlichkeit der verschlagenen Florentinerin fällt indes nach Schiller das ganze System des „kirchlichen Rom“ in die Wagschale. War Katharina selbst nicht deren eigenste Kreatur? „Katharina,“ lauten abermals Schillers eigene Worte, „wußte sich dagegen zu bereden, daß sie nur etwa vier bis sechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewissen habe. So viele hatte sie selbst namentlich gefordert. Und von diesen hatte sie leicht sich zu absolvieren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé, für den ganzen Frevel den feinen, höfischen Namen eines ‚Staatsstreichs‘ erfinden oder ahnen konnte.“ —

Die Kreuzzüge.

Eigen genug ist die Vorstellung Schillers von den Kreuzzügen. „Die Torheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewalttätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Bewunderung zu erregen, und zu wohltätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen.“

Um diesen welthistorischen Gesichtspunkt zu gewinnen, greift Schiller zurück bis auf die alten Römer und Griechen. Erzeugten Griechenland und Rom auch einzelne vortreffliche Menschen, so hätten sie als „Nation“, auch in ihrer schönsten Epoche, sich nie zu einem höheren Menschtum erhoben. Ihnen hätte der Begriff Menschenfreiheit und damit allgemeiner Menschenliebe oder Humanität gefehlt. Sie kannten nur Bürger und Sklaven und achteten keine Völkerschaft außer der ihren. Um die europäische

Menschheit über diese Schranken hinwegzuheben, bedurfte es der — Völkerwanderung und des — Mittelalters. Auffallenderweise nennt Schiller nicht das Christentum. Etwa weil er es in diesem Zusammenhange mit demselben nur als römische und griechische Staatsreligion und damit als politischen Machtfaktor rechnet und ihm die Überwindung von Rom und Byzanz das Wesentliche erscheint? Jedenfalls betont er nichts so sehr, als daß der Franke, obgleich er als Barbar römische Kultur annimmt, doch deswegen nicht zum Römer geworden ist; um hinzuzusetzen: „selbst das Christentum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten." Diese zügellose Wildheit aber zerstört nicht nur Rom und Byzanz, sie hebt damit zugleich die Verbindung mit Asien und Afrika, dem ganzen Orient auf. Über Europa selbst „hängt eine traurige Nacht herab, die alle Köpfe verfinstert". Indes — „die ewige Ordnung verfolgt unablässig ihr höheres Ziel". „Eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Not, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christentums und vergönnt dem mittleren Geschlechte, sich an die wankende Krücke zu lehnen, die sie dem starken Enkel zerbrechen wird" — nämlich als die „lange Waffenübung des Mittelalters dem sechzehnten Jahrhundert (im Zeitalter der Reformation) ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt hatte, und der Vernunft, die jetzt (am Ausgang des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter der Aufklärung) kraftvolle Streiter erzogen".

Um diesem Ziele zuzustreben, mußten die europäischen Kulturvölker durch die — Kreuzzüge hindurch! „Auf welchem anderen Strich der Erde," fragt Schiller im Hinblick auf die kriegerische, tatenfrohe Begeisterung, welche diese weckten, „hat der Kopf die Herzen in Glut gesetzt und die Wahrheit den Arm der Tapferen bewaffnet?" Die „Wahrheit"? Doch nicht etwa die Wahrheit, wie sie die christliche Dogmatik oder gar das kirchliche Rom versteht? Diesem sich aufdrängenden Mißverständnisse vorzubeugen, erläutert Schiller selbst die mißverständliche Wendung in einer Anmerkung: die Wahrheit — „oder was man dafür hielt". Wenn nur der hierdurch empfangene Antrieb im Endergebnis die

menschliche Erkenntnis und damit die Entwickelung der Menschheit förderte, die Vernunft, wie er sich ausdrückt, letzten Endes, auf ihre Rechnung gekommen ist, obgesiegt hat! Nicht auf „den Wert der Materie“, auf das Erzeugnis komme es an, sondern auf die unternommene Mühe, den aufgewendeten Fleiß! Mit andern Worten: Schiller will hier zwischen der Moralität des Einzelnen, dessen Wahrhaftigkeit und selbstlose Hingebung, und dem objektiven Wert der ihm dabei vorschwebenden kirchlichen Lehrsätze oder Dogmen unterschieden wissen. Dieses sollte er allerdings von dem Mohammedaner, der, fortgerissen von seinem Propheten und seinem Glaubenseifer, keine geringeren Heldentaten vollbracht hat, in gleichem Maße gelten lassen. Er ist jedoch damals noch, als er diese Abhandlung über das Mittelalter und die Kreuzzüge zu Papier brachte, die auch sonst nur zu sehr von der Unzulänglichkeit seiner historischen Studien und Auffassung zeugt, zu sichtlich in seiner Voreingenommenheit für das Christentum befangen, wie das ja schon bei seiner summarischen Aburteilung der heidnischen Griechen und Römer auffallend genug in die Erscheinung getreten ist.

Ein wie dezidierter Christ Schiller aber auch ist, so entschieden lehnt er sich gegen jenes Christentum auf, wie es das römische Papsttum ausgestaltet hat und handhabt. Das Christentum, wie er es faßt, hat vor allem die Freiheit, insbesondere unbedingteste Geistes- und Gewissensfreiheit, zur Voraussetzung. Die Griechen und Römer hätten, meint er, ihre Kulturblüte verwirkt, indem sie die Ruhe, welche diese erheischt, durch Preisgabe der Freiheit und Unterwerfung unter den Despotismus erkauften, an Stelle der selbst vereinbarten Gesetze die Herrschaft eines Einzelnen, an Stelle des Willens aller den Willen eines einzigen setzten. Wenn das „Mittelalter“ nicht aus dem staatlichen Chaos und ewiger Fehde herausgekommen ist, so hätte es eben hierdurch doch die Freiheit der Bewegung und damit eine unerläßliche Voraussetzung wahrer, auf Vernunft und Gesetz gestellter Freiheit erhalten. „Durch den langen Krieg der mittleren Jahrhunderte hielt sich das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen.“ Und das kirchliche Rom, das doch in eben diesem Mittelalter die ausschlaggebende Macht war, auch in politischen Dingen? Wie beurteilt

Schiller dieses mit seiner immer mehr erstarrenden Dogmatik und seiner, seiner Machterweiterung entsprechenden, immer umfangreicheren Ketzerniedermetzelungen? „Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und Lebensverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des elften Jahrhunderts," lautet sein Verdikt, „muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten." Indes — durch die Kreuzzüge in den Orient hinein erweiterte sich nicht nur der Gesichtskreis, erwachte zugleich ein noch nicht gekannter Heldenmut: hinter dem Kreuzfahrer segelten die Flotten des nicht minder kühnen und unternehmenden Kaufmanns, und so schlug der „Franke" von neuem die abgerissene Brücke von Europa nach Asien hinüber. Aus der hieraus erfolgten geistigen Anregung entwickelte sich die Geisteshelle, vor der die vom kirchlichen Rom gepflegte Finsternis auf die Dauer nicht bestehen konnte. Gar als das Zeitalter der Entdeckungen anbrach, welche dem Europäer mit dem Weltmeere neue Weltteile erschloß! Und so sieht „er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarch, seine Hoffnungen hintergangen".

„Wie anders säet der Mensch," ruft Schiller zum Schluß, „und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemel seines Throns zu ketten, liefert der Heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am Heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Weltteile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüssel Jerusalems oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers."

Kaiser und Papst.

Seine Auffassung des Papsttums in dessen Verhältnis zum römischen Kaisertum deutscher Nation gibt Schiller in der Universalhistorischen Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. Er betont zunächst, wie es Gregor VII. und seinen Nachfolgern geglückt sei, ihre römische Kirche nicht nur zu einem Staate im Staate auszubilden, sondern zu einem abgesonderten, „wo nicht gar feindseligen politischen System". „Der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen." An diesem System haben die Päpste, trotz aller Wirrnis, durch die sie hindurch mußten, mit staunenswerter Starrheit festgehalten. Dem haben ihre Erfolge entsprochen. Vor allem wachten sie darüber, daß das Kaisertum deutscher Nation ein Wahlkaisertum blieb, als solches war es direkt von den geistlichen Kurfürsten abhängig und mußte sich zudem die Krone aus den Händen des Papstes selbst, in Rom, holen. Erwies sich ein so Gekürter und Gekrönter zu widerspenstig, drohte er, sich, auf seine eigene Machtstellung gestützt, der Lenkung des Dreifachgekrönten im Vatikan zu entziehen, oder war er diesem nur zu wenig zu Willen, so erstand alsbald ein Gegenkönig von Papstes Gnaden, wurden seine Untertanen, kraft der unbeschränkten Schlüsselgewalt des Statthalters Christi, des Treueides entbunden. Selbst die kraftvollsten und selbstbewußtesten unter den Trägern dieser zweifelhaften Krone haben sich das ganze Mittelalter hindurch dem römisch-päpstlichen Joche nicht zu entziehen vermocht. Offenbar, schlußfolgert Schiller, weil sie der gläubigen, von der Kirche gezogenen Volksmasse in ihren eigenen deutschen Landen nicht entraten konnten. Diesseits wie jenseits der Alpen kamen sie aus ewigen Auflehnungen und Bürgerkriegen nicht heraus. Nichts bezeichnender für das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst, als daß beispielsweise jener Lothar der Sachse, ohne dessen starken Arm Innozenz II. sich in Rom selbst nicht halten konnte, wegen der Mathildeschen Güter im Toskanischen den Lehenseid in aller Form schwören mußte; „welche Vasallenhandlung," fügt Schiller hinzu, „im Vatikan durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem

kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war. Selbst mitten in Deutschland, und dies sogar als hilfeflehender Flüchtling, verleugnete Innozenz diesen römischen Geist nicht, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte des Kaisers (in bezug auf die Investitur des Erzbischofs von Trier) zu kränken."

Anmaßung und Schwäche des römisch-päpstlichen Stuhles waren nicht zum wenigsten auch schuld an der endlosen Anarchie im untern Italien, welches zur Zeit, als Sizilien unter arabischem Zepter stand, „einer ruhigeren Knechtschaft genoß". Köstlich kennzeichnet Schiller die nordischen Recken, diesmal die Normannen, welche auch hier dem Papste ihr Schwert zur Verfügung stellten. Ungern genug hätten diese streitbaren Wallfahrer, bestimmt durch den prophezeiten Weltuntergang um das Jahr 1000, zunächst (als Kreuzritter nach Jerusalem) den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht — „der alte Kriegsgeist ward bei dem Anblick (des Kampfes um Salerno) lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu sein, als ein Pilgerzug nach dem Heiligen Grab." Diesen Nordmännern gab der Papst schließlich Unteritalien und Sizilien zu Lehen. „Über die Ansprüche des Deutschen Reichs an diese Provinzen, um deretwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleich ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benötigt war! Roger küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Nordmännern und dem apostolischen Stuhl."

Glückte es Konrad III., dem Hohenstaufen, eine Zeitlang die Stürme zu besänftigen, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten und noch gefährlicher zu stören drohten — so nur, „um in einem törichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen". Wie sollte es erst jenem Friedrich II. ergehen, welcher seinen Herrschersitz auf jenem Sizilien aufschlug, welches der Papst als seine eigenste Domäne ansah! Da Friedrich mit dem ihm auferlegten Kreuzzuge nach Jerusalem zögerte, trifft ihn alsbald der päpstliche Bannfluch!

Zur Erläuterung der Katastrophe, die schließlich, infolge ihres Konfliktes mit dem Papsttum, über die Hohenstaufen und damit

über die letzte Dynastie, welche eine deutsche Nationalmacht in sich verkörperte, hereinbrechen sollte, hat Schiller die angezogene Abhandlung geschrieben.

Kein Zweifel, daß nach dem Urteile Schillers als Historiker das kirchliche Rom mit seinem Anspruch auf Weltherrschaft für die Entwicklung unseres Staatswesens und damit unserer Nationalität ebenso verderblich geworden ist, wie durch die gewaltsame Unterdrückung von Geistes- und Gewissensfreiheit für die gesamte Kulturentwicklung und somit für die deutsche Selbständigkeit und Freiheit überhaupt.

Die Malthefer.

Wie frühzeitig Schiller sich für die Ritterlichkeit der Malthefer begeistert hat, bezeugt sein Marquis Posa. Doch weiß dieser, merkwürdig genug! so wenig von den kirchlichen Glaubens- und Gehorsamssatzungen der alleinseligmachenden, unfehlbaren römischen Papstkirche, gar von der ecclesia militans und dem Aufgehen in dieser, als deren Vorkämpfer mit dem Schwerte in der Hand, daß er vielmehr zu ihr in den denkbar diametralsten Gegensatz geraten ist. „Geben Sie Gedankenfreiheit!" Wie in aller Welt sollte König Philipp II. dieser Forderung, dem Alpha und Omega von Posas ethischer Weltanschauung, nachkommen, ohne mit der auf unbedingtesten Gehorsam, zumal in geistigen Dingen, gestellten römischen Kirche von Grund aus aufzuräumen? Den Marquis hat Schiller einfach nach seinem Schnitt gebildet, indem er ihm seinen eigenen Kopf aufsetzte und ihn so zu einem vollendeten Freigeist machte, der keine andere Religion kennt, als die allgemeiner, unbedingtester Menschenliebe. Wenn er ihn trotzdem einen Malthefer sein läßt, so erklärt sich dieses daraus, daß Posa — zur Verwirklichung dieses freigeistigen Ideals — zugleich die vollendetste Selbstlosigkeit und Todesverachtung in sich verkörpern, höchsten Mannesstolz und tiefste Demut in sich vereinigen sollte, und Schillern die Voraussetzungen solch seelischer Vollkommenheit nirgends so gegeben schienen, wie in dem Rittertum der Kreuzfahrer.

Dieser Auffassung ist Schiller treu geblieben, auch als er seine geschichtlichen Studien vertiefte und sich die Malthеser historisch getreu zu veranschaulichen trachtete. In der Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens von Vertot, die er (1792), von einem Andern übersetzt und überarbeitet, in seinem Memoirenwerk veröffentlichte, erläutert und rechtfertigt er diese seine Begeisterung. „Der Tempelorden," heißt es daselbst, „glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und obgleich von der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und verloren in Bewunderung und Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem eingestürzten Obelisken oder einem Trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen." Noch weit mehr als dies. „Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der *Kultur*, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die *Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle* dem Menschen Würde verleiht." Um der nahen Beziehung willen, welche der *bloße Entschluß*, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten Würde des Menschen gehabt habe, verzeihe man ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen schimären Gegenstand. — Wenn der christlichen Religion von den berühmtesten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden sei, daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner ersticke und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe — so werde dieser Vorwurf durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Taten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer hätten nur für ihre Existenz, das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes gekämpft, wohingegen die Kreuzritter sich mit ihrem ganzen Sinnen und Trachten rückhalt-

los für eine Idee des die Menschheit umfassenden Christentums eingesetzt hätten. Diese Einsetzung der Person für das Höchste, auch wenn dies ein Wahngebild war, war in der Vorstellung Schillers dabei die Hauptsache. Was seine Bewunderung für die Johanniter und Templer insbesondere geradezu ins Grenzenlose steigerte, war, daß sie den höchsten kriegerischen Mut, Manneskraft und -Stolz und die daraus entspringende Todesverachtung mit einer nicht weniger grenzenlosen Demut verbanden: der vom Schlachtfelde heimkehrende Krieger pflegte, als barmherziger Bruder, mit derselben Hingebung und Ausdauer den Verwundeten, den Pestkranken im Spital. Diese Vereinigung von Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, der strengen Selbstverleugnung mit dem kühnen Soldatentrotz, erschien Schillern geradezu die denkbar höchste Anspannung und Durchbildung aller Seelenkräfte, der Gipfel der Tugendhaftigkeit. Wie schlapp und gesinnungslos erschien ihm hierin sein eigenes „aufgeklärtes" Zeitalter, das „tintenklecksende Jahrhundert", wie er es in den „Räubern" tituliert hatte! Aus diesem Gesichtswinkel, dieser ethischen Begeisterung heraus hat er sich immer wieder mit einem Malthesser-Drama getragen. Es lockte ihn zumal, die Unbesieglichen auf ihrem Felseneiland im Mittelmeer in ihrer Selbstverleugnung und Todesverachtung vor Augen zu stellen. Indes seine „Malthesser" sind schließlich ein kurzes Bruchstück geblieben. Doch wohl: weil Schiller sich trotz alledem durch deren beschränkten Gesichtskreis und Glaubensfanatismus zu sehr beengt und gedrückt fühlte. Wie sollte ein solcher Vollblutvorkämpfer des kirchlichen Rom im blutdürstigen Vernichtungskampfe gegen die „Ungläubigen" neben einem Marquis Posa bestehen? Auch seine Vorrede zu Vertot, in welcher er seiner Begeisterung für die Kreuzfahrer so die Zügel schießen läßt, schließt er mit der Forderung des aufgeklärten **Weltbürgers**, welcher von der unerschütterlichen Überzeugung getragen wird, daß nichts Bestand hat, was Ekstase und Leidenschaft gründete, daß nur die **Vernunft** für die Ewigkeit baut.

In der Ballade „Der Kampf mit dem Drachen" hat Schiller es sich darum doch nicht nehmen lassen, seiner Idee des christlichen Rittertums, wenigstens nach der heldenhaften Seite hin, vollgültigen Ausdruck zu geben. Wie selbstlos, hingebend und tapfer auch der Ritter gehandelt hat, indem er das verderbliche Ungetüm

auf eigene Hand erlegte, — da er es dem Verbote seines Ordenshauptes zum Trotze getan hat, mit Hintansetzung seines Gelübdes blinden Gehorsams, bricht er selbst den Stab über sich. Erst hierdurch gewinnt er die wahre Siegespalme. „Umarme mich, mein Sohn! Dir ist der härtre Kampf gelungen. Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen." Demnach ähnlich, wie der Prinz von Homburg, bei Kleist, der, dem Befehl des Oberfeldherrn zum Trotz, die Schlacht bei Fehrbellin gewinnt und deswegen erschossen werden soll. Dadurch jedoch, daß er — um der Idee eines idealen Heeres willen — den Tod freudig auf sich nehmen will, löst sich alles in Wohlgefallen auf. Nur daß der Prinz bei Kleist, wie dieser selbst, an nachtwandlerischer Zerstreutheit leidet und den Befehl, auf den es ankommt, nur überhört und also garnicht gegen denselben verstoßen hat! So daß die Fabel, die ganze Handlung bei Kleist in die Luft zu stehen kommt. Es hat dieser blinde Gehorsam, wie man hieraus ersieht, mit dem Christentum nichts zu schaffen. Derselbe ist im heidnischen Altertum bei den Römern nicht nur in ihrem Heer-, auch in ihrem Staatswesen nicht weniger vollkommen verwirklicht worden.

Die Wallenstein-Trilogie.

Wie unermeßlich Schiller während des Jahrzehntes dichterischer Resignation, die er sich von der Vollendung des „Don Carlos“ bis zur Inangriffnahme des „Wallenstein“ auferlegt hatte, an Geschichtskunde und damit zugleich an Welt- und Menschenkenntnis gewachsen ist, verrät sein „Wallenstein“ im Vergleich zu „Don Carlos“ auf Schritt und Tritt, wie im Ganzen, in der Konzeption, der Gesamtauffassung von Menschen und Dingen, zumal in deren Wechselbeziehung zueinander, so auch in den einzelnen Ausführungen und Wendungen. Nichts liegt ihm jetzt ferner, als eine politische Tendenzdichtung; vor der Wirklichkeit, der Macht der Dinge tritt sogar sein Freiheitsideal zurück.

> Leicht beieinander wohnen die Gedanken;
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen —

ist die Richtschnur, die er sich selbst gezogen hat. Deswegen aber kann und will er seine Grundanschauung auch in politischen Dingen keinen Augenblick verleugnen. Diese aber ist, was das kirchliche Rom und dessen politische Machtentfaltung anbelangt, unverkennbar die nämliche geblieben. Schon die Figur des Kapuzinerpredigers im Lager, die ganze Art und Weise, wie er sich gebärdet und lächerlich macht, dient zur Wegweisung. Mehr als eine Wendung, in welcher der lustige Pater die ruchlose Soldateska geißelt, klingt verzweifelt vieldeutig. So wenn es heißt: „Die Arche der Kirche schwimmt im Blute, und das römische Reich — daß Gott erbarm'! sollte heißen römisch Arm.“ Oder wenn er dem Wallenstein nachsagt: „Verleugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn!“ Vor allem: er ist offenbar nicht sowohl dazu ins Lager gekommen, der Soldateska wegen ihrer Ausschreitungen ins Gewissen zu reden, als um Wallenstein als Verräter am Kaiser zu brandmarken und sein Heer von ihm zu trennen. Er funktioniert solcherweise als Drahtpuppe jener „Jesuiten“, die nach Schillers Darstellung in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges,

aus dem Hinterhalte heraus, die wirklichen Todfeinde Wallensteins gewesen sind. „Weiß doch niemand," schließt der Kapuzinerpater den ersten Absatz seiner verschlagenen Anklagsrede, „an wen Der glaubt!" — Sobald er solcherweise seine Karte aufgedeckt hat, bekommt er denn auch alsbald zu hören: „Herr Pfaff! Uns Soldaten mag Er schimpfen, den Feldherrn soll Er uns nicht verunglimpfen." „Ne custodias gregem meam!" fährt unbeirrbar der, ebenso „klassisch" Geschulte als Zielbewußte, fort, „das ist so ein Ahab und Jerobeam, der die Völker von den wahren Lehren zu falschen Götzen tut verkehren." So dient die volkstümliche Art, der derbe, schlagfertige Witz des Volksmannes in der Kutte dem feinsten Spiel vatikanischer Politik. Selbst als Isolani nach Wien eilt, um die Remonte für die Wallensteinschen Regimenter zu betreiben, schicken sie ihm einen — Kapuziner! „Ich dacht', es wär' um meiner Sünde willen! Nein doch, das war der Mann, mit dem ich um die Reitpferde sollte handeln." Das sind die Allmächtigen in der kaiserlichen Hofburg! Kann diese vernichtender als Pfaffenburg gekennzeichnet werden?

Was man in Wien, wie in Madrid — denn die österreichischen und spanischen Habsburger sind in diesem Punkte jederzeit im engsten Einverständnis geblieben — und somit in Rom dem Eigenwilligen nicht nachsehen kann und will, ist, daß er nicht, wie der Jesuitengeneral Tilly, für die Ausrottung der Protestanten zu haben ist. Gar daß Regensburg in die Hand des protestantischen Bernhard von Weimar gefallen ist und dies ihn nicht sonderlich zu kümmern scheint, er mit den Sachsen und den Schweden, den „Lutheranern", eine Friedensunterhandlung anzuknüpfen sucht, hat das Maß seiner Todsünden mehr als voll gemacht, und so muß er unbedingt — beseitigt werden, wenn es nicht anders geht, mittelst Mordanschlags! Daß Wallenstein vor allem die nationale Wohlfahrt und Selbständigkeit und Wohlfahrt des deutschen Volkes, das Deutsche Reich, im Auge hat, sein Ehrgeiz darin gipfelt, sich als dessen Schirmer geehrt zu sehen, nach ihm daher: keine fremde Macht, am allerwenigsten der Schwede, der Hungerleider, „der mit Neidesblicken begierig nach dem Segen unsers deutschen Landes" schaut, — sind Gesichtspunkte, die dem römischen Kaiser deutscher Nation oder gar den direkten Pionieren der auf Universalherrschaft gerichteten ecclesia militans gar nicht beikommen.

Ihnen ist diese deutsch-nationale Tendenz Wallensteins kaum weniger ein Dorn im Auge, als dessen kirchlicher Indifferentismus. Es gilt nicht nur die Beseitigung seiner herrischen Person, sondern seines ganzen politischen Systems. An die Stelle seines Heeres soll ein spanisches treten, der spanische Infant selber ihn im Oberbefehl ablösen. „Mit dem Spanier ziehen zu Feld!“ ruft daher in heller Empörung ein Kürassier bereits im Lager aus. „Was, zum Henker,“ sekundiert ihm ein Trompeter, „sollen wir dort (in den spanischen Niederlanden)? Dem Kaiser verkauften wir unser Blut und nicht dem hispanischen roten (Kardinals-)Hut!“ —

So nahe berührt sich das Thema im „Wallenstein“ mit dem im „Don Carlos“.

Mögen die aus aller Herren Länder zusammengetrommelten Wallensteiner durch ihr Kriegshandwerk noch so verwildert sein, sie atmen und betätigen als auf sich selbst gestellte Männer eine Freiheit, die im Reiterliede am Schlusse der Szene zu so hinreißendem Ausdrucke kommt, daß auch der Edelmütigste nicht umhin kann, begeistert einzustimmen.

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen! — — —
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Mit wie gutem Grunde der Kapuziner in den Wallensteinern allesamt gefährliche protestantische Ketzer witterte, kommt in der großen Festhalleszene, während der die Rebellion besiegelt wird, drastisch genug zur Anschauung. Kaum werden sie des Kellermeisters ansichtig, so verlangen sie nach dem großen Kelch, dem Prachtstück der Prager Beute aus dem Schatze des reformierten Winterkönigs aus der Pfalz. Da gibt es freilich wieder was nach Wien zu berichten! Bezeugen an dem Kelche angebrachte Gestalten doch u. a. „die böhm'sche Kirchenfreiheit, wie sie gewesen zu der Väter Zeit“. — „Die Väter,“ erläutert der Kellermeister selbst, „im Hussitenkrieg erstritten sich dieses schöne Vorrecht übern Papst, der keinem Laien gönnen will den Kelch. Nichts geht dem Utraquisten übern Kelch, es ist sein köstlich Kleinod, hat dem Böhmen sein teures Blut in mancher Schlacht gekostet.“ Seitdem der „Grätzer“, nämlich Ferdinand der „Katholische“, der von Jesuiten Erzogene, regiert, ist es mit solcher Duldsamkeit freilich vorbei.

Den böhm'schen Majestätsbrief, der die Religionsfreiheit verbürgte, hat er mit eigener Hand zerschnitten! Kämpften seine Ahnherren, die Taboriten, unter Prokop und Ziska, seufzt der biedere Kellermeister, „für eine gute Sache doch!" —

Als man an dem einen Tische dreist den Herzog Bernhard von Weimar hochleben läßt, ruft einer der „Bedienten": „Östreichs Feind!" — „Der Lutheraner!" fällt ein anderer ein. „Ein ordentlicher Bedienter," mahnt der Kellermeister, „muß kein Ohr für so was haben." Ein Bedienter aber zieht einen anderen beiseite, um ihm zuzuflüstern: „Paſſ' ja wohl auf, Johann, daß wir dem Pater Quiroga (also einem spanischen Priester und somit doch wohl einem Jesuiten?) recht viel zu erzählen haben: er will dafür uns auch viel Ablaß geben!" — „'s ist nichts mit den Spaniern (auch nicht mit den spanischen Offizieren)", bemerkt seinerseits der Kellermeister, „sag ich Euch: Die Welschen alle taugen nichts."

Kann man die jesuitische Spioniererei und den ganzen Ablaßkram mit zwei Strichen vernichtender entlarven?

Man kann bekanntlich heute keine römisch-katholische Kirchengeschichte, keinen auf die Reformation, das Luthertum bezugnehmenden bischöflichen Hirtenbrief oder auch päpstliches Rundschreiben lesen ohne die Behauptung, daß das protestantische Ketzertum nur den schlimmsten Verfall in den Sitten und der ganzen Lebensführung im Gefolge gehabt habe. Schiller war offenbar entgegengesetzter Meinung. Das bekundet er im „Wallenstein" so drastisch als möglich, dort, wo er die strenge, auf Gottesfurcht und Gebet gegründete Mannszucht bei den Lutheranern im Heere Gustav Adolfs mit der Zuchtlosigkeit in demjenigen des so „gut" römisch-katholischen Tilly kontrastiert. Dabei versäumt er nicht, hervorzuheben, daß dieser für seine Person von tadelloser Mäßigkeit und Selbstbeherrschung gewesen sei, mit „dem eigenen Körper war er streng", allein in seinem Lager ging es nur um so toller her. „Alles da lustiger, loser, Soff und Spiel und Mädels die Menge!" Ein so zügelloses Heer konnte unmöglich auf die Dauer den Sieg an seine Fahne heften. So lief alles, was auf rechtes Soldatentum hielt, davon. Auch bei den lutherischen Sachsen war dem flotten Jäger, der die alles erzählt, die Manneszucht noch zu strenge. So nahm er schließlich seine Zuflucht zu dem Wallen-

steiner, wo ihm die rechte Mitte zu herrschen scheint und ihm offenbar auch die Freiheit in konfessionellen Dingen zusagt.

Dem entspricht auch die Art, wie Wallenstein seine Offiziere an sich zu fesseln verstanden hat. Sie sollen nur bedenken, wie es ihnen ergehen mag, wenn einmal der spanische Infant mit seinem roten Kardinalshut und den spanischen Priestern, „den Pfaffen und Hofschranzen“ an seine Stelle kommen sollte. „War der Mann nur tapfer, brav und tüchtig,“ darf er sich selber nachrühmen, „ich pflegte eben nicht nach seinem Stammbaume, nach seinem Katechismus viel zu fragen.“ Noch mehr. Dem Gefreiten, der wankend geworden, kann er versichern: weil er wisse, daß er verständig sei, selbst prüfe und denke und nicht der Heerde folge, habe er ihn in der Heereswoge stets unterschieden. Er habe nicht, wie es sonst der Feldherr meistens tue, nur die Fahne mit dem schnellen Blick gezählt und auf blinden Gehorsam gegen eisernen Befehl gesehen: „wie von euren Stirnen der menschliche Gedanke mir geleuchtet, hab' ich als freie Männer euch behandelt, der eignen Stimme Recht euch zugestanden!“ Das waren keine leeren, verlockenden Worte. Als der Bürgermeister von Eger, ein heimlicher Protestant, vor den „Katholiken“, der selbst einst Protestant gewesen war, bangend hintritt und ihn der Furchtbare mit dämonischem Blicke anspricht: „Sagt mir an, es sind noch Protestanten in der Stadt? Ja, ja. Ich weiß es. Es verbergen sich noch viele in diesen Mauern — ja! gesteht's nur frei — Ihr selbst — nicht wahr?“ — da erzittert der zu Tod Erschrockene, als stünde er bereits vor dem Inquisitionstribunal. Wallenstein aber fährt fort: „Seid ohne Furcht! ich hasse die Jesuiten — Läg's an mir, sie wären längst aus Reiches Grenzen — Meßbuch oder Bibel! Mir ist's all eins — Ich hab's der Welt bewiesen — In Glogau hab' ich selber eine Kirche den Evangelischen erbauen lassen.“

Einmal so weit, verrät der sonst so Unerforscherliche seine tiefsten, letzten Gedanken und Hoffnungen. „Die Erfüllung der Zeiten“ sei gekommen. „Die spanische Doppelherrschaft neiget sich zu ihrem Ende, eine neue Ordnung der Dinge führt sich ein.“ — Als der Bürgermeister bemerkte, daß man das von Wallenstein angezogene Zeichen am Himmelszelte auf die Türken gedeutet habe — donnert dieser: „Türken! Was? Zwei Reiche werden

blutig untergehen, im Osten und im Westen (Österreich und Spanien), sag' ich Euch, und nur der lutherische Glaube wird bleiben."

Wallenstein bemerkt zwei andere in der Stube und — bricht ab. So wissen wir denn aus seinem eigenen Munde, daß seine Hoffnung darauf gestellt war, daß es ihm beschieden sein werde, an Stelle des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, unter dem Doppelaar der österreichischen und spanischen Habsburger, der „apostolischen" und „katholischen" Majestäten, ein auf seine eigene Kraft gestelltes deutsches Nationalreich zu errichten. Diese Loslösung vom kirchlichen Rom hatte, in seiner Vorstellung, zur notwendigen Voraussetzung, daß das Luthertum vollends obsiege und somit das Reich im vollsten Sinne ein protestantisches werde!

Dies alles ist um so bedeutsamer und beachtenswerter, als im übrigen Wallenstein, auch in Schillers Auffassung und Darlegung, nicht entfernt der Mann war, dies Ideal zu verwirklichen; dasselbe steht ihm so wenig an, daß schon dessen bloße Konzeption bei ihm befremdet und unglaubhaft erscheint; um so klarer liegt am Tage, daß es das Schillersche gewesen ist. Und so hat er schließlich in seinem „Wallenstein" mit dem „kirchlichen Rom" und dessen Cäsaropapismus nicht weniger gründlich abgerechnet und aufgeräumt, als in seinem „Don Carlos". Dieses Mal auch noch als Deutscher, im Hinblick auf sein eigenes Vaterland. Dieser vaterländische Kern in der Wallenstein-Trilogie, mit dem schöpferischen Drange nach einem freien, auf sich selbst gestellten Deutschtum und einem entsprechenden Reiche ist nicht der geringste Teil der zwingenden Gewalt, welche die schicksalsschwangere Dichtung, wohl mehr unbewußt, immer wieder von neuem auf unser deutsches Volk ausübt. Ist doch das darin zum Ausdruck gebrachte Ideal eines Deutschen Reiches, wie es Schillern selbst vorschwebte, noch keineswegs verwirklicht. In diesem Sinne sind die Sterne Friedlands, wie sie Schiller erschaute, noch lange nicht erloschen.

Daß Wallenstein durch die Jesuiten und ihre aus dem Hinterhalt gesponnenen Ränke zu Falle gekommen ist und diese seine Todfeinde mit ihrer Feder ihm noch mehr als das Leben nahmen, indem sie ihn noch nach dem Tode weiter verunglimpften und ihm so bei der Nachwelt noch die Ehre raubten, hat Schiller, wie er-

innerlich, schon als Historiker ausgesprochen; auch im Drama steht der Pater Lamorin als heimlicher Drahtzieher ständig im Hintergrunde. Questenberg ist offenbar sein Mann, Octavio Piccolomini das auserlesene Opfer und wirksamste Werkzeug in einer Person. Einen vollendeteren Laien-Zögling hat die Kompanie Jesu nie gehabt. Nie ist der „geistige Vorbehalt", ist der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" vernichtender bloßgestellt und abgegeißelt worden, als in diesem Octavio Piccolomini, über den sein eigener Sohn den Stab bricht. „Der Fürst, sagst du," entgegnet ihm Max, über dessen hell-männliche, kindlich-reine Seele jesuitische Klugheit, auch wenn sie sich in die Autorität und Fürsorge des geliebten Vaters hüllt, nichts vermag, „entdeckte redlich dir sein Herz zu einem bösen Zweck, und du willst ihn zu einem guten Zweck betrogen haben!" — „Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle in deinem Spiele spielen, hast du dich in mir verrechnet. Mein Weg muß gerad' sein. Ich kann nicht wahr sein mit der Zunge, mit dem Herzen falsch — nicht zusehen, daß mir einer als seinem Freunde traut, und mein Gewissen damit beschwichtigen, daß er's auf seine Gefahr tut, daß mein Mund ihn nicht belogen.

Wenn Max Piccolomini so mit seinem Vater ins Gericht geht, ist es nicht, als stünde Don Carlos vor Philipp?

So reden, daß der andere, den du in deine Netze locken willst, auf seine Gefahr an deine zweideutigen Worte glaubt! — Wie hat doch Schiller den Kern des jesuitischen Probabilismus, wie er in der Morallehre des heiligen Alfonso Liguori, des derzeitigen doctor ecclesiae, weiter wuchert, erfaßt! Wo bleibt da die Wahrhaftigkeit oder gar die Treue? löst nicht ein solches Spiel, ein derartiger Vertrauensmißbrauch alle menschlichen Bande? „Die Treue," ruft Wallenstein selber, „sag' ich euch, ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund: als ihren Rächer fühlt er sich geboren." Gegen Treulosigkeit in diesem Sinne, als den gemeinen Feind der Menschlichkeit — „das wilde Tier, das mordend einbricht in die sichere Hürde, worin der Mensch geborgen wohnt, zu jagen" — tun sich notgedrungen schließlich die sonst Unversöhnlichsten zusammen. „Denn ganz kann ihn (den Menschen) die eigene Klugheit nicht beschirmen. Nur an der Stirne setzt' ihm die Natur das Licht der Augen, fromme Treue soll den bloß gegebenen Rücken ihm beschützen."

Diese elementare Treue, die Natur-Treue, setzt Schiller gradwegs gleich „Religion". „Religion," sind abermals Wallensteins eigene Worte, „ist in der Tiere Trieb; es trinkt der Wilde selbst nicht mit dem Opfer, dem er das Schwert will in den Busen stoßen. Das war kein Heldenstück, Octavio!" Daß dieser für diesen seinen Dienst vom Kaiser den Fürstentitel erhält, vollendet seine Hinrichtung. Damit fällt der Vorhang.

Womöglich noch nackter legt Schiller seine Gedanken in bezug auf das kirchliche Rom und dessen Praktiken dar, in der Szene, wo Oberst Buttler seine beiden Hauptleute Deveroux und Macdonald vornimmt, damit sie Wallenstein, ihren eigenen Feldherrn, dem sie den Treueid geleistet, ermorden. „Den Feldherrn ermorden," meint Deveroux, „das ist eine Sünd' und Frevel, davon kein Beichtmönch absolvieren kann." Buttler aber entgegnet dreist: „Ich bin dein Papst und absolviere dich." Wohl meinen Deveroux und Macdonald: „Das geht nicht" — Buttler braucht aber nur den Pestalutz anzurufen, der keine solche Skrupel haben werde, um sie trotzdem zu bestimmen. Was der Pestalutz kann, können sie auch. Wozu ihm den reichen Handel gönnen? Wie aber, wenn es sich als wahr erweisen sollte, daß Wallenstein, mit der Teufelskunst behaftet, gegen Schuß und Hieb gefeit ist? Für diesen Fall weiß Macdonald glücklich Rat. „Ich kenne hier im Kloster einen Bruder Dominikaner aus unsrer Landsmannschaft, der soll mir Schwert und Pike tauchen in geweihtes Wasser und einen kräft'gen Segen darüber sprechen: Das ist bewährt, hilft gegen jeden Bann." — „Das tue" — meint Buttler und so ist der geplante Mord endgültig besiegelt.

Das ist freilich so „kräftig", daß diese Episode bei den Bühnenaufführungen unbarmherzig gestrichen zu werden pflegt.

Je näher man zusieht, je tiefer man auf den Kern des Stückes eindringt, desto klarer überzeugt man sich, daß Schiller in seinem „Wallenstein" das ganze Moralsystem der römisch-päpstlichen Hierarchie im Bunde mit den ihm unterwürfigen Monarchen als zum Himmel schreiende Unnatur und damit Unmenschlichkeit, bis in seine verborgensten Schlupfwinkel hinein, nicht weniger unerbittlich aufgespürt und gebrandmarkt hat, als in seinem „Don Carlos". Auch in der Wallenstein-Trilogie ist dies geradezu der Angelpunkt, um den sich die ganze Handlung dreht.

Maria Stuart.

Die Konzeption eines Trauerspiels, das Maria Stuart zum Gegenstande haben sollte, ist derjenigen des „Don Carlos“ noch voraufgegangen; Schiller hat dasselbe nur gegen diesen zurückgestellt gehabt, um erst mehr als anderthalb Jahrzehnte später an die Ausführung zu gehen. Hätte er seine Absicht schon zu Beginn der achtziger Jahre verwirklicht, würde das Stück zweifelsohne einen ganz anderen Zuschnitt gewonnen haben. Wahrscheilich wäre das Schicksal der strenggläubigen „Katholikin“ als Märtyrerin gegen die Glorifizierung Elisabeths und Englands, als Hochburg protestantischer Freiheit, mehr in den Hintergrund getreten. Hierauf deutet Schillers damalige flammende Begeisterung für das freie England im Kampfe mit Rom und der spanischen Armada, wie er das in seinem Gedichte „Die unüberwindliche Flotte“ so prägnant zum Ausdruck gebracht hat. „Glücksel'ge Insel — Herrscherin der Meere! — Großherzige Britannia! Weh deinem freigeborenen Volke!“ — „Bang schaut auf dich der Erdenball, und aller freien Männer Herzen schlagen, und alle gute, schöne Seelen klagen teilnehmend deines Ruhmes Fall.“ — „Nie, rief der Allmächtige, soll die Tyrannenwehre, nie soll der Freiheit Paradies, der Menschenwürde starker Schirm verschwinden! Gott, der Allmächt'ge, blies, und die Armada flog nach allen Winden.“

Konzentriert sich im Drama, wie es vorliegt, die Aufmerksamkeit so auf die Leidensgeschichte der Maria Stuart und deren Seelenstärke, auf das Reinmenschliche, daß die englische Freiheit und Nationalität dabei in den Hintergrund rücken, gelingt es Maria, bei der persönlichen Begegnung mit Elisabeth, Englands „jungfräuliche“ Königin, vor sich in den Staub zu reden, so ist darum Schillers Grundauffassung in bezug auf die in Frage

stehende „Politik“ keine andere geworden. Am allerwenigsten verleugnet er seinen entschiedenen Protestantismus dem kirchlichen Rom gegenüber. In seiner Maria tritt, indem sich das Stück auf überwiegend protestantischem Boden, im protestantischen Königreich der Elisabeth abspielt, dieser tödliche Gegensatz sogar noch schroffer und zielbewußter in die Erscheinung, als selbst im „Don Carlos“. Spricht nicht Burleigh, Elisabeths staatsmännischer Berater, vom „römischen Götzendienst auf dieser Insel“? Ruft er nicht im Interesse des ganzen Gemeinwesens ihr warnend zu: „Denk an die Kirche! Soll mit dieser Stuart der alte Aberglaube wiederkehren? Der Mönch aufs neu' hier herrschen, der Legat aus Rom gezogen kommen, unsre Kirchen verschließen, unsere Könige entthronen? — Die Seelen aller deiner Untertanen, ich fordre sie von dir — wie du jetzt handelst, sind sie gerettet oder sind verloren. Hier ist nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen, des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht!“ Wird nicht der „grimmige Vertilgungskrieg“ mit falschen „Höllenwaffen“ geführt? Im Rüsthaus zu Rheims, dem Bischofssitz des Kardinals (Guise) von den Jesuiten der „Königsmord“ gelehrt? Werden nicht von dort aus, geschäftig, die Missionen ausgesandt, entschlossne Schwärmer, in allerlei Gewand vermummt?

Auf diesen Tatbestand gestützt, ruft Elisabeth selbst Maria ins Gesicht: „Wen rief Euer Ohm (der Kardinal), der herrschwütge Priester, der die freche Hand nach allen Kronen streckt, — gegen mich nicht auf! Der Priester Zungen und der Völker Schwert, des frommen Wahnsinns fürchterliche Waffen! Hier selbst, im Friedenssitze meines Reichs, blies er mir der Empörung Flammen an — doch Gott ist mit mir!“ — „Euer Oheim gab das Beispiel allen Königen der Welt, wie man mit seinen Feinden Frieden macht. Die Sankt Barthelemi sei meine Schule! Was ist mir Blutverwandtschaft, Völkerrecht? Die Kirche trennet aller Pflichten Band, den Treubruch heiligt sie, den Königsmord: ich übe nur, was Eure Priester lehren. Sagt, welches Pfand gewährte mir für Euch, wenn ich großmütig Eure Bande löste? Mit welchem Schloß verwahr' ich Eure Treue, das nicht Sankt Peters Schlüssel öffnen kann? Gewalt nur ist die einzge Sicherheit: kein Bündnis ist mit dem Gezücht der Schlangen!“ —

Gewiß bezeichnend ist, daß Maria, die römische Katholikin, für die die ecclesia militans so unentwegt eintritt, für diese ihre so rückhaltlos angegriffene und gebrandmarkte Kirche kein Wort der Rechtfertigung hat. In ihrer Entgegnung beschränkt sie sich darauf, auf ihre Blutsverwandtschaft mit Elisabeth hinzuweisen, sie als Freundin und Verwandte, als königliche Schwester, um Billigkeit und Schutz anzurufen. „Draußen, Lady Stuart," fährt Elisabeth fort, „ist Eure Freundschaft, Euer Haus das Papsttum, der Mönch ist Euer Bruder — Euch zur Erbin erklären! Der verräterische Fallstrick!" —

Wie folgerecht Elisabeth ihren protestantischen, anti-römischen Standpunkt einnimmt, bekundet sie auch in der Art, wie sie an ihrem Kultus festhält und u. a. das von Rom gepflegte Mönchtum als solches verwirft. Obgleich bei der französischen Brautwerbung der „schwierigste" Punkt berichtigt und ihr vom „allerchristlichsten" König in Frankreich zugestanden wird, daß der französische Prinz als ihr Gemahl, auf dem Thron von England, öffentlich die „Reichsreligion" (die anglikanische Staatskirche) in Ehren halten und schützen werde, indem er sich damit begnügt, seinen römisch-katholischen Gottesdienst privatim, in verschlossener Kapelle abzuhalten, und Elisabeth selbst als Königin unvermählt bleiben will, kann sie sich nicht enthalten, zu bemerken: „Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dient, wenn man die Ordnung der Natur verläßt, und Lob verdienen sie, die vor mir hier gewaltet, daß sie die Klöster aufgetan und tausend Schlachtopfer einer falsch verstandenen Andacht den Pflichten der Natur zurückgegeben."

Wohl kann, umgekehrt, Mortimer, der junge Konvertit, seine Wallfahrt nach dem päpstlichen Rom nicht berauschend genug schildern. „Es haßt die Kirche, die mich auferzog, der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie, allein das körperlose Wort verehrend. Wie wurde mir, als ich ins Innere nun der Kirchen trat, und die Musik der Himmel herunterstieg, und der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quoll, das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig, vor den entzückten Sinnen sich bewegte, als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen, den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn, die Heilige Mutter, die herabgestiegene Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung — als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht das Hochamt halten und die Völker segnen.

O, was ist Goldes, was Juwelen-Schein, womit der Erde Könige sich schmücken! Nur er (der Papst) ist mit dem Göttlichen umgeben, ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus: denn nicht von dieser Welt sind diese Formen."

Was aber ist diese schwärmerische Andacht des Ex-Puritaners im kirchlichen Rom anderes als berückender Sinneszauber? Was es ihm so übermächtig antut, ist das ästhetische Moment, sind die künstlerischen Formen des römischen Kultus. Damit hierob nicht der geringste Zweifel obwalte, hebt Schiller um so nachdrücklicher hervor, als er den Staunenden zunächst von der Herrlichkeit des Kolosseums umfangen, vom hohen Bildnergeist der antiken „Säulenpracht und Siegesbogen" in „die heitre Wunderwelt" des heidnischen Altertums entrückt sein läßt. Weist nicht Schiller hiermit auf den so bedeutsamen Umstand hin, daß der Kultus des kirchlichen Rom sich in dem Rom, welches schon in seiner heidnischen Zeit das „ewige" zubenannt worden ist, unmittelbar an den heidnischen Gottesdienst angeschlossen, aus diesem heraus sich entwickelt hat. Eben auf diese heidnischen Bestandteile ist, wie Schiller deutlich genug zu verstehen gibt, die zwingende Volkstümlichkeit desselben zurückzuführen.

Bei der Bekehrung Mortimers in der Jesuitenschule zu Rheims ist zudem die Schwärmerei, die Liebesleidenschaft für die „schönste aller Frauen, welche leben", die auch die jammernswürdigste von allen, um ihres römisch-katholischen Glaubens willen duldet, und dies zwar auf englischem Boden, in seinem Vaterlande! in erster Linie mit ausschlaggebend gewesen. Schon ohnehin hatte es ihm das Bildnis „von rührend wundersamem Reiz" an der Wand in des Bischofs Wohnung, nur zu sehr angetan; dazu der Kommentar seiner Lehrer und Bekehrer! Erst dadurch, daß er an dem Bildnisse der Maria so Feuer fängt, vollenden diese ihr Werk an ihm, bringen sie ihn dahin, wo sie ihn haben wollten. Die Liebesleidenschaft erweist sich in ihm noch ungleich mächtiger, als sein Kirchenglaube, als der in ihm erweckte Glaubenseifer, sein religiöser Fanatismus.

Welch ein Meisterstück aber auch hat von Guise, der Kardinal, mit Hilfe der Gesellschaft Jesu an diesem Mortimer vollbracht! „Der Kardinal von Guise" — jauchzt er ordentlich der Maria zu —, „welch ein Mann! Wie sicher, klar und männlich groß! —

Wie ganz geboren, um die Geister zu regieren! Das Muster eines königlichen Priesters, ein Fürst der Kirche, wie ich keinen sah! — — Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft den Menschen ewig in die Irre leitet, daß seine Augen sehen müssen, was das Herz soll glauben, daß ein sichtbar Haupt der Kirche not tut, daß der Geist der Wahrheit geruht hat auf den Satzungen der Väter. Die Wahnbegriffe meiner kind'schen Seele, wie schwankten sie vor seinem siegenden Verstande und vor der Suada seines Mundes! Ich kehrte in der Kirche Schoß zurück, schwor meinen Irrtum ab in seine Hände." — Wenn die von ihm Angebetete ihm hierauf entgegnet: „So seid Ihr einer jener Tausende, die er mit seiner Rede Himmelskraft, wie der erhabne Prediger des Berges, ergriffen und zum ewigen Heil geführt!" — klingt dies nicht fast wie Ironie? Umzieht Schillers Dichterlippe, indem er der Maria diese für den evangelischen, protestantischen Christen schier blasphemischen Worte in den Mund legt, nicht ein verdächtiges Lächeln?

Mortimer schildert hierauf die Art und Weise, wie die Jesuiten ihn selbst in die Schule genommen und angeleitet haben. Als Gegenstück zu dem Bildnisse der Maria weisen sie ihn auf Englands Afterkönigin, welche der Maria Thron usurpiert. Dadurch wird auch noch sein Vaterlandsgefühl bis zur Fieberhitze entflammt. Jetzt weiß er, daß Marias gutes Recht auf England ihr ganzes Unrecht ist. Als er hört, daß sein eigener Oheim Paulet ihr zum Gefängniswärter gesetzt ist, steht sein Entschluß fest. Er glaubt des Himmels wundervolle Rettungshand in dieser Fügung zu erkennen, daß sein Arm dazu ausersehen sei, sie zu befreien. Nicht nur zu befreien! Er eilt nach England hinüber. Wo er damit beginnt, den eigenen Oheim, den starren Puritaner, so zu betören, daß dieser für seine Verlässigkeit und Treue die Hand ins Feuer legen würde. „Er ist gereift," prahlt er mit ihm gegenüber Maria selbst, „kommt aus Paris und Rheims und bringt sein treualtenglisch Herz zurück: Lady, an dem ist Eure Kunst verloren!" —

Auch die Elisabeth weiß er, durch seine heuchlerische Maske, so zu bestechen, daß sie in ihm das ersehnte Werkzeug, Maria zu ermorden, gefunden zu haben wähnt! So weiß der Zwanzigjährige sich auch in den Augen der Weltkundigsten zu entstellen! Selbst einem Leicester, seinem Rivalen in der Gunst der Maria,

zeigt er sich gewachsen. „Maria hofft! Kehr' ich mit leerem Trost zu ihr zurück?" apostrophiert er keck den vielgewandten Lord. „Bringt ihr die Schwüre meiner ewgen Liebe!" — Bringt ihr sie selbst! —

Und so wird er sich durch nichts von seinem Vorhaben abbringen lassen. Er ist im übrigen nicht der einzige, den die Jesuiten zur Befreiung Marias durch Ermordung Elisabeths erzogen und geweiht haben. Mit Mortimer zugleich haben nicht weniger als zwölf englische Jünglinge (die Apostel-Zahl!) das Sakrament darauf empfangen. Einer ihrer Auserlesenen wird tatsächlich den mörderischen Dolch gegen Elisabeth ziehen. „Der Barnabit (d. h. Barnabiter, Mitglied einer 1553 zur Krankenpflege und Bekehrung der Ungläubigen zu Mailand gestifteten Kongregation) aus Toulon war's," berichtet darüber Okelly an Mortimer, „den Ihr in der Kapelle tiefsinnig sitzen saht, als uns der Mönch das Anathem' ausdeutete, worin der Papst die Königin mit dem Fluch belegt, das Nächste, Kürzeste wollt' er ergreifen, mit einem kecken Streich die Kirche Gottes befrein, die Märtyrkrone sich erwerben! Dem Priester nur vertraut' er seine Tat, und auf dem Londoner Weg ward sie vollbracht." Durch diese Mordtat im Interesse der Kirche „Gottes" und des ihm von dieser in Aussicht gestellten Heils hat der so freventlich Verleitete freilich nur das Henkerbeil über dem Haupte der Maria gelöst, den Vollzug ihres Todesurteils herbeigeführt und somit genau das Entgegengesetzte bewirkt von dem, wozu er ausgezogen war. Auch Mortimer gelangt nicht ans Ziel. Er stößt sich sogar schließlich den Dolch, den er für Elisabeths Herz geschliffen hatte, in die eigene Brust. Der Glaubenstaumel, wie ihn der große Kardinal, der königliche Priester, mit der Suada seiner Rede in ihm entzündet und die Jesuiten so zielbewußt weiter in die Wege geleitet hatten — läuft aus in seinem Selstmord!

Was fällt dadurch nicht für ein vernichtendes Licht auf die Jünger Loyolas und das Schifflein Petri, dessen Leitung sie in die Hand bekommen haben!

Auch bezüglich der von ihnen mit kalter Berechnung so vergötterten Maria Stuart behält der strenge Puritaner Paulet im Grunde recht: „Den Christus in der Hand, die Hoffart und die Wollust in dem Herzen!" — So lernen wir sie in der Tat kennen.

Nicht zum wenigsten aus der Art und Weise, wie ihre Bewunderer für sie — entbrennen. Erst angesichts des sicheren Todes geht sie in sich. Die Tröstungen ihrer Kirche, der sie, augenscheinlich vor allem um der Absolution von ihren Sünden willen, ergeben ist, helfen ihr über die Schrecken der Todesstunde glücklich hinweg. Nicht anders sind oft genug die größten Verbrecher aufs Schafott gestiegen. Ein Zeugnis für die das Seelenheil verbürgende „Wahrheit“ ihres kirchlichen, römisch-katholischen Glaubens ist damit wahrlich nicht gegeben. So viel sie von rein menschlichem Standpunkt aus vor Elisabeth voraus hat, so wenig läßt Schiller einen Zweifel darüber aufkommen, daß diese durch ihr protestantisches Regiment die Wohlfahrt Englands und der Menschheit überhaupt ganz anders verbürgt, als die Unselige, welche als Gemahlin König Franz II. von Frankreich, des Sohnes der Katharina von Medici, im Gefolge ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Guise, frühzeitig jeden innern, sittlichen Halt verloren hatte. Wäre ihr Gatte nicht noch als Jüngling dahingesiecht, hätte er, mit ihr zur Seite, die Bärtholomäusnacht wahrscheinlich genau so zum Ausbruch gebracht, wie Karl IX., sein Bruder und Nachfolger, hätte das Blut der „Barthelemi“, mit Schillers Elisabeth zu reden, auch an ihr haften können. Die unselige Rolle, die sie, nach ihrer Rückkehr vom Pariser Hof, in Schottland gespielt hat, ist wahrlich nicht danach gewesen, diese Wahrscheinlichkeit zu vermindern.

Überaus beachtenswert ist, daß Schiller übrigens augenscheinlich darauf bedacht gewesen ist, Maria **nicht** als Märtyrerin ihres Kirchenglaubens dahingehen zu lassen. Sie selbst vermeidet, wie wir gesehen haben, auf die bezüglichen Wahnvorstellungen von Mortimer und Genossen einzugehen. Sie ist in Glaubenssachen so wenig eine Rigoristin oder auch nur eine ängstliche Rechtgläubige, daß Schiller sie einmal, in der Szene mit Elisabeth, also im entscheidenden Augenblick, auf der höchsten Höhe ihres Selbstbewußtseins, sogar gradwegs die „**Götter**“ anrufen läßt. „Denkt an den Wechsel alles Menschlichen! Es leben **Götter**, die den Hochmut rächen!“ Obgleich Körner, als Schiller ihm das Stück noch als Handschrift schickte, ihm dies als einen vermeintlichen Lapsus angestrichen hat, hat Schiller Götter stehen lassen! Doch wohl, weil er sie, die römische Katholikin, im Angesichte der protestantischen Elisabeth, auf die ihre Rede wirken soll, gleich-

sam Neutralität und damit Objektivität hat üben lassen wollen. Die Götter, wie sie sie hier anruft, sind offenbar die Götter für alle; es hätte freilich auch heißen können: Es lebt ein Gott! oder eine Gottheit! indes da drängt sich, wie die Dinge liegen, unwillkürlich der Gedanke auf an den Gott der Christen, der die beiden Königinnen entzweit hat — statt dessen legt Schiller Maria ein gemeingültiges Diktum in den Mund, das für den Mohammedaner oder Buddhisten gilt, so gut wie für beliebige Christgläubige oder Heiden. Ihn bestimmt das Gemeingültige.

Die Jungfrau von Orleans.

Schiller hat seine „Jungfrau von Orleans“ selbst eine „romantische“ Tragödie überschrieben, offenbar, um sich für das so ausgesprochen Sentimentalische und Phantastische volle Indemnität zu sichern, namentlich in den Augen derjenigen, die er selbst durch seinen „Wallenstein“ und auch noch durch seine „Maria Stuart“ an historische Treue gewöhnt hatte. Beanspruchte er doch in dieser Beziehung eine so weitgehende Freiheit, daß er, die Apotheose seiner Heldin vorwegnehmend, sie statt auf dem Scheiterhaufen zu Rouen, auf dem Schlachtfelde, als Siegerin unter den französischen Fahnen, enden und sie zugleich von den Franzosen selbst als Hexe — verfehmden läßt! Auch die Gesichte der „Heiligen“, das Gespenstige des ganzen Vorgangs, gibt diesem seinem Dichterwerke ein so ausgesprochen „romantisches“ Gepräge, daß Schiller mit dieser seiner „Jungfrau“ (am Eingang des neuen Jahrhunderts) die Romantik, wie sie auch die deutsche Bühne bald förmlich überwuchern sollte, auf das wirksamste mit heraufgeführt hat. Mit seiner „Braut von Messina“ wird er sogar den „Schicksalstragödien“ der Zacharias Werner, Houwald, Müllner, Grillparzer und Genossen die Wege ebnen, ja — sie geradezu anbahnen.

Hat Schiller solcherweise der so in die Halme schießenden „Romantik“ seinen Tribut gezollt, so ist er doch der Letzte gewesen, mit fliegenden Fahnen in ihr Lager überzugehen. Sehr im Gegenteil. Geht es doch auf die Romantiker als Bühnendichter, wenn er in seinen Stanzen an Goethe, als dieser, um eben diese Zeit, den „Mahomet“ des Voltaire in eigener Übertragung auf die weimarische Bühne brachte, ausruft: „Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden, ihr wildes Reich behauptet Phantasie!“ Nichts widerstrebte Schillern mehr, als die Willkür und Regel-

losigkeit in diesen Dingen. Läßt er in seiner „Jungfrau“ der Phantasie freien Lauf, so nur, um sich in „des Ideales Reich“ emporzuschwingen und sich in diesem möglichst frei zu ergehen. Innerhalb der Dichtung aber waltet ihr streng ethisch-ästhetisches Gesetz, die geschlossene Form, als kategorischer Imperativ, nur um so unbedingter.

Am allerwenigsten wird Schiller den „Romantikern“ folgen, wenn diese sich von der Gegenwart abkehrend, den Blick nach rückwärts gewendet, das romantische Mittelalter, mit seinen Klöstern und Ritterburgen, wieder heraufbeschwören möchten und damit beginnen, als reuige Sünder dem omnipotenten kirchlichen Rom in die „Mutterarme“ zurückzusinken. Diese ganze „fin de siècle“-Tendenz, die das Niedrigste mit dem Höchsten mengte und wobei nur zu vielen die Religion oder vielmehr die kirchliche Rechtgläubigkeit dem widerlichsten Sinnestaumel zum Deckmantel diente, die im besten Falle an Stelle der „Aufklärung“ einen mystischen Obskurantismus setzte, fand in keinem einen so geharnischten Gegner, wie in dem Dichter der „Räuber“ und des „Don Carlos“. Wenn er selbst mit seiner „romantischen“ Jungfrau sich in ihr volles Saatenfeld gesetzt zu haben schien, so brauchten die Romantiker darin nur die Schilderung des Hofes Karls VII. und seiner Agnes zu lesen, um sich — selber im Spiegel zu sehen! Gingen sie mit König Karl in Begeisterung auf, wenn dieser, als vom König René, dem „heitren Greis“, erwählter „Fürst der Liebe“, die „alten“ Zeiten wieder leben will, „wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe der Ritter große Heldenherzen hob, und edle Frauen zu Gerichte saßen, mit zartem Sinne alles feine schlichtend“ — so ist das alles, nach König Karl selbst, nur „ein Scherz, ein heitres Spiel, ein (höfisches) Fest!“ — Schiller selbst hält es offenbar mit jenem Dunois, der dem so zur Unzeit Schwärmenden entgegendonnert: „Wenn Orleans genommen ist, magst du mit deinem König René Schafe hüten!“

Wenn Schiller durch das ganze Wesen und Wirken der lothringschen Jungfrau, die sich, das schlichte Hirtenmädchen unterm uralten Zauberbaum, von Stimmen und Gesichtern leiten läßt, der Romantik wenigstens nach der kirchlich-religiösen Richtung entgegenzukommen scheint, so hat er augenscheinlich auch in dieser Beziehung das Erdenkliche aufgeboten, um kein derartiges

Mißverständnis aufkommen zu lassen. Wohl ist Johanna als Vollblut-Lothringerin, wenn eine, eine gläubige „Katholikin", allein schon, daß wir sie nie in der Kirche betend antreffen, daß sie vielmehr ihre Andacht im Freien, unter Gottes offenem Himmelszelte, verrichtet, gibt zu denken. Nichts kennzeichnet sie in der Tat mehr, als ihr Alleinsein, ihre Abgeschiedenheit, ihre auf sich selbst gestellte Persönlichkeit. Wenn ihr die Madonna, Maria, die Himmelskönigin, erscheint, so nicht viel anders, als dem Hamlet der Geist seines Vaters; was die Maria ihr befiehlt, ist nichts, als was ihre eigene „innere Stimme" ihr eingibt. Sie ist vor allem eine leidenschaftliche, begeisterte Lothringerin und als solche zugleich Französin; was sie bestimmt, ist nicht sowohl ihr kindlicher Glaube, als ihre unentwegte Vaterlandsliebe; sie steht nicht im Dienste der römischen alleinseligmachenden Papstkirche, nicht dieser will sie aufhelfen, vielmehr nur ihr über alles geliebtes Frankreich retten. „Ihr träumet schon in eures Herzens eitlem Wahn," fährt sie gegen den Engländer Montgomery heraus, „den freigebornen Franken in der Knechtschaft Schmach zu stürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot, an euer stolzes Meerschiff zu befestigen! Ihr Toren! Frankreichs königliches Wappen hängt am Throne Gottes: eher riss't ihr einen Stern vom Himmelswagen, als ein Dorf aus diesem Reich, dem unzertrennlich ewig einigen!" — Die französische Freiheit gegen außen und im Innern ist ihr Ideal, das Idol, dem sie ihr Alles freudig opfert. „Verweigere nicht Gerechtigkeit und Gnade dem Letzten deines Volkes," mahnt sie den König, dem sie selbst zur Krone verhelfen wird, „denn von der Herde berief Gott die Retterin — — dein Stamm wird blühen, solang er sich die Liebe bewahrt im Herzen seines Volkes. Der Hochmut nur," ruft der Dichter durch ihren Mund, im Hinblick auf die eben erlebte französische Revolution, „kann ihn zum Falle führen, und von den niederen Hütten, wo dir jetzt der Retter ausging, droht geheimnisvoll den schuldbefleckten Enkeln das Verderben!"

So ist Frankreich geradezu ihr Kultus, ihr Gottesdienst! Um dieses allein dreht sich ihr ganzes Sinnen und Trachten. Von der Kirche, oder gar der römisch-katholischen, ist bei ihr so wenig die Rede, deren Reich auf Erden und auch im Himmel liegt ihr so fern, daß sie selbst dem „allerchristlichsten" Könige, der bei seiner

Ölung und Krönung zu Rheims sein königliches Zepter und Schwert dem kirchlichen Rom zur Ausrottung der Ketzer zur Verfügung stellen mußte, als erstes zuruft: „Sei immer **menschlich!**" —

Das Reinmenschliche, der Adel ihrer Gesinnung, die Kraft und Reinheit ihrer Heldenseele und nicht die „Wunder", welche die Himmelskönigin von ihr und durch sie verrichtet, ist die treibende Kraft in ihr. „Nicht ihren Wundern," ruft Dunois, der sie mit dem untrüglichen Blicke seiner Mannesliebe durchschaut, „ihrem Auge glaub' ich, der reinen Unschuld ihres Angesichts." Wenn sie dem Könige Karl, dem argen Sünder, so hat aufhelfen können, so nur — wie sie selbst sagt —, weil sie weiß, er hat es ihr selber gestanden, daß er sich in stiller Kammer, ohne Zeugen, sich vor dem Allmächtigen gedemütigt hat. „Der Hohen (der Könige) Demut," beschwichtigt sie ihn, „leuchtet hell dort oben: du beugtest dich, drum hat er dich erhoben."

Wohl sinkt sie vor dem Erzbischof in die Kniee und erfleht als dessen kirchliche Tochter seinen Segen, allein sie bekundet damit nur ihre eigene Demut, und der „menschliche" Erzbischof, den sie „Vater" heißt, tut es nur mit den „menschlichen" Worten: „Du bist gekommen, Segen auszuteilen, nicht zu empfangen — geh mit Gottes Kraft! Wir aber sind Unwürdige und Sünder."

Ein solcher Erzbischof, der seine Priesterwürde so vor dem Menschtum ablegt, ist kein Kirchenfürst, kein Repräsentant der Hierarchie mehr, der hat die Zwangsjacke des kirchlichen Rom so vollkommen abgelegt, daß nur noch die reine Religiösität und damit Humanität, im Sinne Schillers und unserer Klassiker überhaupt, übrig geblieben ist. Noch mehr. Er zieht daraus die Konsequenz so ohne Vorbehalt, daß, als Johanna, ihrem Gelübde der Madonna gegenüber getreu, unverehelicht bleiben will, er sie zur Ehe bereden will, „dem Manne zur liebenden Gefährtin," sind dabei seine Worte, „ist das Weib geboren — wenn sie der Natur gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!" —

Das wird ihn freilich nicht verhindern, als die Retterin, die Abgesandte der Maria, zur Hexe gestempelt werden soll, sie im Namen Gottes (!) zu fragen, ob sie zu dieser furchtbaren Beschuldigung aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld heraus schweige, um, als sie dennoch schweigt und auch das ihr hingehaltene Kreuz nicht ergreift — auch seinerseits den Stab über

sie zu brechen. Wir erleben solcherweise die Gerichtsszene, wie sie sich in Wirklichkeit, nach ihrer Gefangennahme durch die Engländer, in Rouen abgespielt hat. Wie Schiller, durch ihre Apotheose im Schlußakt, auch ihre spätere Rehabilitation und sogar die erst in unsern Tagen eingeleitete Heiligsprechung vorwegnimmt. Der gutherzige Erzbischof weiß sich übrigens nicht zu helfen. „Der Himmel schlage durch ein Wunder sich ins Mittel," ruft er verzweifelt, „und erleuchte dies Geheimnis, das unser sterblich Auge nicht durchdringt — — eins von beiden haben wir verschuldet: wir haben uns mit höll'schen Zauberwaffen verteidigt oder eine Heilige verbannt (in Wirklichkeit sogar verbrannt), und beides ruft des Himmels Zorn und Strafen herab auf dieses unglücksel'ge Land!"

Diese Unsicherheit und Haltlosigkeit, diese nur zu wohl begründete Selbstanklage des Priesters und Kirchenfürsten, hindert natürlich nicht, daß ein naiver Bauersmann wie Raimond zu ihm als zum „frommen Bischof, dem heil'gen Mann, dem Schirm der Unterdrückten, dem Vater der Verlass'nen" in scheuer Ehrfurcht aufblickt.

Eben auf diesen unauflöslichen Widerspruch zwischen der Wesensart und Betätigung der heiligen unfehlbaren römischen Gotteskirche, zu der die Herde der Gläubigen, wie sie dazu von ihren Priestern erzogen und geleitet wird, blindlings ihre Zuflucht nimmt, und der freien, auf Naturwahrheit gestellten Menschlichkeit, gleichsam auf die Messerschneide dieses tragischen Konfliktes hat Schiller die Gestalt der Heldenjungfrau selbst gestellt. Der Held Talbot, der Tapferste der Tapfern im englischen Lager, dem „die erhabene Vernunft, die lichthelle Tochter des Weltgebäudes, Führerin der Sterne", auch Führerin im Leben gewesen ist, ist es, der, als sein Heer die Panik vor der geharnischten Jungfrau erfaßt, entgegnet, da selbst der Herzog von Burgund meint, sie seien nicht von Menschen besiegt, sondern vom Teufel überwunden worden: „Vom Teufel unsrer Narrheit. — Wie, Burgund, schreckt dies Gespenst des Pöbels auch die Fürsten? Der Aberglaube ist ein schlechter Mantel für Eure Feigheit! — Eure (nämlich des Franzosen) Völker flohen zuerst. Das Mädchen kannte unsers Lagers Blöße: sie wußte, wo die Furcht zu finden war." Daß auch seine Engländer einem solchen „groben Gaukelspiel",

will heißen Aberglauben, erliegen, bricht dem Talbot schier das Herz. In der Entrüstung über eine solche Vernunftwidrigkeit entringt sich ihm das geflügelte Wort: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!“ — „War unser ernstes, arbeitsvolles Leben keines ernsthafteren Ausgangs wert? — — Dem Narrenkönig gehört die Welt!“ ruft der Sterbende.

Indes hat keineswegs nur abergläubische Furcht der Menge vor der „Hexe“ Talbot um seine Siegeslaufbahn gebracht. Wie Johanna sich für Frankreich und dessen elementares Naturrecht auf Selbständigkeit und Freiheit begeistert und durch ihren Glauben an die gute, die göttliche Sache ihren Landsleuten neuen Mut eingibt und diese mit sich fortreißt, so unterliegt Talbot mit seinen Engländern auf dem blutig eroberten und verwüsteten französischen Boden, weil die Sache, für die sie kämpfen, eine ungerechte, gottlose und somit, da die natürliche Ordnung der Dinge mit der Gottesordnung zusammenfällt, eine gottlose Sache ist. Gar daß Burgund, der französische Herzog, gegen seine eigenen Landsleute, gegen seinen König als Hochverräter auf ihrer Seite kämpft! Nicht nur Burgund, — auch Isabeau, die Königsmutter von Frankreich, selber! Ruft Talbot doch der Unnatürlichen, die ihrem eigenen Sohne nicht genug fluchen und Rache schwören kann, ins Gesicht: „Wir fürchten uns vor keinem Teufel mehr, sobald Ihr weg seid!“ Sie aber bleibt bis zuletzt. Sie ist es, welche die gefangene Johanna in Ketten legen lassen wird! So rein und so göttlich infolgedessen die Absichten dieser sind, so verwerflich, so teuflisch sind diejenigen dieses ihres Gegenparts. Auch als abstoßendes Mannweib ist Isabeau das Gegenstück zu jener Johanna, welche, sobald sie die kriegerische Rüstung ablegt, die ihre Mission ihr aufnötigt, die weibliche Anmut selbst ist. Nur in der Tapferkeit, in der Willens- und Tatkraft, soweit sich solche ohne „Idealismus“ und somit geistige Steigerung entfalten können, kann sich die Isabeau mit ihr messen. So unterliegen die Engländer nicht sowohl der lothringschen Jungfrau, die sie, mit Talbot selber zu reden, in ihrer „Dummheit“ für eine Teufelin halten, sondern dem wahren Teufel, wie dieser sich in der Schlechtigkeit ihrer Sache, in dem Landesverräter Burgund und dem Unweib, dem Unmenschen verkörpert, der Isabeau heißt!

Allerdings stehen die Franzosen als blindgläubige römische

Kirchenherde in bezug auf Aberglauben, in ihrer „Dummheit“ gegen die Engländer nicht zurück. Sie gehen, wie es scheint, diesen darin sogar noch vor. Gar die urwüchsigen, strenggläubigen Bauern in Johanna's eigener Heimat, im besonders „gut“ katholischen Lothringen! Das Allerentsetzlichste bekommt Johanna aus dem Munde ihres eigenen Vaters zu hören, der sie seinerseits so fest ins Herz geschlossen hat, daß er ihr Schicksal im Traume ahnungsvoll vorwegnimmt und über ihre Betörung und Entfernung in Schwermut verfallen ist. Ist sie doch in seinen Augen eine — gottverdammte Hexe! Eine Teufelin! Da er sie in der Kirche bei der Krönungsszene selbst stellt, sie feierlichst im Namen des Dreieinen fragt: „Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?“ und selbst die Stimme und die Verzweiflung des geliebten Vaters sie nicht zum Reden bringt — wird auch er, wie der Erzbischof, sie verfluchen. — „Sie eine Heilige, von Gott gesendet? — An verfluchter Stätte ward es ersonnen, unterm Zauberbaum, wo schon von alters her die bösen Geister den Sabbat hielten — hier verkaufte sie dem Feind der Menschen ihr unsterblich Teil, daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche. Laßt sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte, womit die Hölle sie gezeichnet hat!“ — Da ihr Vater selbst so gegen sie zeugt, wer will noch für sie einstehen? — Und so wird sie zur Kirche hinaus gestoßen, aus der Gemeinschaft der Gläubigen, der Menschen überhaupt ausgestrichen! Selbst der Köhler und sein Weib, von ihrem Buben aufgestachelt, werden sie (in ihrem Köhlerglauben!) entsetzt aus ihrer Hütte weisen. Wie sollen die, welche nun einmal an die wundertätige Himmelskönigin und an den Teufel und sein Treiben glauben, wenn die Madonna ihr so gar nicht zu Hilfe kommt, nicht über sie den Stab brechen? Müssen sie, nach der Vorschrift ihrer alleinseligmachenden Kirche, um ihres eigenen Seelenheils willen, sie nicht wie den Teufel selbst und seine Hölle meiden? Weiß doch der Erzbischof selbst sich nicht anders zu raten und zu helfen, als indem er ein „Wunder“ erfleht! —

Und Johanna selbst? Daß sie in ihrer einsamen Ekstase die Himmelskönigin mit Augen gesehen und gehört hat, wenn auch nur im Geiste, steht fest. Sie weiß nicht anders, als daß sie ihre Sendung von ihr erhalten hat. Solange sie sich selber vertraut hat, ist sie dem vorgesetzten Ziele unbeirrbar, ohne einen

Augenblick zu zögern oder gar zu wanken, nachgegangen, wie es eine Nachtwandlerin nicht sicherer kann. Die Voraussetzung dabei war, daß sie sich nicht mehr selber angehörte. Sobald sie sich auf sich selbst besinnt, ihr die Augen aufgehen, ist es um sie geschehen! Sie aber ist — Mensch, ein liebebedürftiges Weib. Dunois und La Hire werden vergeblich um sie freien. Den Montgomery wird sie mit eigener Hand tot zu Boden strecken. Der englische „Löwe", Lionel, ein zweiter Talbot, tut es ihr indes beim ersten Blick als Mann so übermächtig an, daß ihrer Hand das sichertreffende Schwert entsinkt. Vergeblich ruft sie: „Heil'ge Jungfrau!" sie gehört nicht mehr dieser, nicht mehr sich selber an, sondern dem Lionel! dem Todfeinde ihres über alles geliebten Frankreich. Sie weiß nicht anders, als daß sie ihr Gelübde gebrochen hat. Als Französin mußte sie Lionel unbedingt töten, statt dessen will sie ihr Leben einsetzen, um das seine zu retten! „Heilige des Himmels!" Es hilft ihr nichts. Lionel entreißt ihr das Schwert, und sie hat nur eben noch Kraft genug, ihm nicht zu folgen. Sie darf, sie will ihn nie wiedersehen. Durch diesen Entschluß aber bekundet sie nur noch einmal ihre Schwäche ihm gegenüber.

Von diesem Augenblicke an gehört sie nicht nur sich selber nicht mehr an, ist sie nicht nur mit der Himmelskönigin zerfallen, sondern damit zugleich mit ihrer — Kirche! Diese vermag ihr nichts zu bieten. Sie stößt sie aus, sie hat für sie nur noch den Scheiterhaufen! In ihrer Verlassenheit sehnt sie sich heim — heim, ins traute Dorf, zu Eltern und Geschwistern, ihren Blutsverwandten, gleichsam zu ihrer Lebensquelle, zur Natur zurück, um sich in deren Mutterschoß zu bergen. Da erblickt sie Margot und Louison, die geliebten Schwestern! Sind sie es wirklich? Inmitten aller dieser Königspracht, im Dom zu Rheims! „Ach, es war nur eine täuschende Erscheinung! Fern sind sie, fern und unerreichbar weit, wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!" Sie fällt ihnen um den Hals und bittet um Verzeihung dafür, daß sie so „lieblos" ohne Abschied sie verließ. Und auch den geliebten Vater! Nicht umringt von Pracht und Bewunderung, „in der fremden, menschenreichen Öde" — vielmehr da sie auf der väterlichen Flur die Herde trieb auf ihren heimatlichen Höhen, war sie glücklich, wie im Paradies! — „Ihr liebt mich,"

ruft sie den Schwestern zu, „doch ihr betet mich nicht an!" Wie eine niedere Magd will sie ihnen dienen und mit der strengsten Buße büßen, daß sie sich eitel über sie erhob. — Die erstaunten Schwestern rührt vor allem, daß sie so sanft und freundlich zu ihnen spricht, wie sie es früher, auch da sie noch bei ihnen im Dorfe lebte, nie getan hatte. O wäre, schluchzt sie, alles, was sie als „Wunderjungfrau" draußen in der Welt erlebt, ein bloßes Traumbild gewesen! Könnte sie unter dem Zauberbaum, in dessen Schatten es sich so schön träumte, erwachen, als hätte sie die Stätte ihrer Kindheit nie verlassen! So ist sie zu sich selber und damit zur Natur zurückgekehrt.

Diese Wandlung aber hat die Allmacht der Liebe, ihre elementare Neigung zu Lionel bewirkt: da ist die zurückgedrängte Natur in ihr zum Durchbruch gekommen. Daß sie als Weib so dem Himmel am würdigsten diene, hatte selbst der „menschliche" Erzbischof bekennen müssen. Wenn sie diese Katharsis trotzdem selbst derart aus der Fassung bringt, so weil diese Wendung in unauslöslichem Widerspruche steht mit dem — Gelübde, welches sie der Himmelskönigin abgelegt hat! Auf diesen tragischen Konflikt in Johannas Brust hat offensichtlich Schiller die ganze Fabel oder Handlung seines „romantischen" Trauerspiels aufgebaut. Dies ihr „heiliges" Gelübde ist, wie sie plötzlich selbst erkennt, ein unnatürliches und damit nicht, wie sie in ihrem kirchlichen Glauben wähnte, ein gottgefälliges gewesen, sondern letzten Endes ein gottwidriges. Sobald die natürliche Empfindung wieder in ihr rege wird, erschaudert sie vor solcher Unnatur, welche es ihr eingab, mit dem Weibe in ihr die Gattung und damit die ganze Menschheit als solche, das „Menschliche" überhaupt zu verleugnen und zu vergewaltigen! Schiller bringt solcherweise nur zum Ausdruck, was schon Luther und auch Shakespeare so lebhaft empfanden, wenn sie den Eid, den Jephtha dem Allmächtigen im Himmel leistet, wonach er, wenn ihm auf dem Schlachtfelde Sieg verliehen wurde, seine eigene einzige Tochter „opfern", hinschlachten mußte, als einen gotteslästerlichen brandmarkten. Ist aber nicht auf einem derartigen blinden Glauben und Gehorsam die ganze römisch-katholische Kirche aufgebaut? Sind nicht die Gelübde, die sie ihren Gläubigen auferlegt, sämtlich, schon das den Eltern bei der Taufe eines Kindes (bei ge-

mischten Ehen sogar noch vor dessen Vorhandensein!) und das dem elf- oder zwölfjährigen Kinde bei der ersten Kommunion auferlegte, durchaus ähnlicher Art? Gar wenn es die Gelübde bei Aufnahme in eine Kongregation gilt! Das Gelübde der Mönche und Nonnen! Wenn Eine ein derartiges Gelübde anscheinend „freiwillig" abgelegt hat, so ist es Johanna; hat sie es doch ohne priesterlichen Zuspruch oder Assistenz getan, wie Jephtha, ganz allein, von sich aus, ohne Wissen irgendeines Sterblichen! Hätte sie es jedoch getan, wenn sie nicht durch den ihr von frühster Kindheit eingepflanzten Glauben an Erscheinungen, wie die der Maria, dazu angeleitet und bestimmt worden wäre? Zu spät erkennt sie die Verirrung. Sie kann aus dem Konflikte zwischen Natur und Unnatur nicht mehr heraus. Sie verfällt darüber nicht nur mit ihrer Kirche, sondern, was vom rein menschlichen Standpunkte aus und somit von demjenigen Schillers unendlich schwerer wiegt, mit ihrem eigensten Selbst. Für den Tribut, den sie durch ihren Aberglauben ihrer, der „unfehlbaren", römisch-katholischen, alleinseligmachenden, ewig „kämpfenden" Kirche gezollt hat, kann sie in ihrer eigenen Vorstellung nicht schwer genug büßen. Selbst der Tod von Henkershand als „Hexe" auf dem Scheiterhaufen wird als eine „gerechte" der Gottesordnung und ihrem Weltgericht gemäße Schickung vom Dichter vorweggenommen!

Schiller faßt dabei freilich den tragischen Konflikt, von seinem rein menschlichen, objektiven Standpunkte aus, noch tiefer. Nicht umsonst hat er seiner Johanna seinen eigenen Seelenadel, seinen eigenen Idealismus eingegeben: auch wenn sie nicht in diesen Konflikt mit der römischen Kirche hineingeraten wäre, mußte sie — ähnlich wie Kassandra — als Seherin tragisch enden. Seufzt Schillers Kassandra: „Schrecklich ist es, deiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein!" so ruft seine Johanna: „Wärst du nimmer mir erschienen, hohe Himmelskönigin! Nimm, ich kann sie nicht verdienen, diese Krone, nimm sie hin! — — Deine Geister sende aus, die Unsterblichen, die Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen! Nicht die zarte Jungfrau wähle, nicht der Hirtin weiche Seele!" —

Daß sie in Liebe zu Lionel erglüht ist, dafür kann sie nichts. Es erscheint ihr dieses daher im selben Atemzuge zugleich so sündhaft und so verzeihlich! „Sollt' ich ihn töten? konnt' ich's, da ich ihm ins Auge sah? Ihn töten! Eher hätt' ich den Mord-

stahl auf die eigene Brust gezückt! Und bin ich strafbar, weil ich **menschlich** war?" —

Zu diesem reinen Menschtum und damit zur Gottesnatur aber kehrt Johanna zurück, erst nachdem sie die römische Kirche aus ihrem Schoße ausgestoßen und sie sich von ihr abgewendet hat. Vergeblich wird der frommgläubige Raimond sie beschwören, in die Kirche wieder zurückzukehren. „Jetzt bin ich geheilt," lautet die großartige Antwort, „und dieser Sturm in der Natur, der ihr das Ende drohte, war mein Freund: er hat die Welt gereinigt und auch mich." Was sie auch infolge ihrer eigenen Verblendung und der abergläubischen „Dummheit" ihrer Mitmenschen erlitten hat — „Siehst du dort die Sonne am Himmel niedergehen — so gewiß sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit, so unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!" —

Die Gottesstimme in ihrem Innern hat sie letzten Endes nicht getäuscht. Weit davon entfernt, ihren Beruf zu verfehlen, hat sie diesen, trotz alledem und alledem, glänzend erfüllt. Sie hat jenes Frankreich, das ihr so über alles am Herzen lag, wirklich gerettet. Auch von ihr gilt daher das Wort, welches Schiller auf jenen Kolumbus gemünzt hat, der Amerika entdeckte, indem er selbst wähnte in Asien zu sein:

> Mit dem Genius steht die Natur im Bunde:
> Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.

So hat Schiller mit seinem „romantischen" Trauerspiel, seiner Johanna von Orleans, obgleich er das „katholische" Frankreich, die „älteste Tochter Roms", in seiner ganzen Prachtentfaltung uns so berückend vor Augen stellt und dessen Erretterin aus äußerster Not durch eine Lichterscheinung der Maria bestimmen läßt, alles eher als die römische Kirche und deren Priesterherrschaft verherrlicht. Vielmehr hat er dieser auch in dieser seiner „romantischen" Tragödie erst recht seine eigene Religion entgegengesetzt: den Glauben an die Gottesordnung in der Natur und in der menschlichen Brust selber, seine Religion unbedingtester Freiheit und allumfassender Liebe. In demselben Maße, als Johanna infolge ihres römisch-katholischen Kirchenglaubens von dieser Religion der Humanität sich entfernt hat, hat sie dafür zu büßen gehabt. Während ihre lichtvolle Heldenseele, selbst dem Bannfluche

und dem Scheiterhaufen zum Trotze, sich der Sonne zu, über die römisch-katholische Enge und Finsternis siegend hinaushebt, geht ihr bejammernswertester Vater, der Strenggläubige, mit seinem harten Bauernschädel in der Nacht seines Aberglaubens rettungslos unter. Ist er doch so natur- und damit zugleich gottverlassen, daß er sein eigenes Blut, sein so innig geliebtes Kind, die Unschuld selbst, als Hexe verstößt und verflucht! Wie er, so denkt und empfindet infolge seines Aberglaubens das ganze „katholische" Frankreich, denken die damals auch kaum weniger „gut" katholischen Engländer, welche ihren großen Talbot so wenig zu verstehen und zu ertragen wissen, wie die Franzosen ihre jungfräuliche Heldin. Schillers Marquis Posa kann denn auch gegen das kirchliche Rom mit seiner spanischen Inquisition nicht beredter protestieren, als es seine Johanna auf ihre Art gegen das „bigotte" Frankreich mit seinen „allerchristlichsten" Königen tut. —

Die Braut von Messina.

Seine „Braut" oder „Die feindlichen Brüder" hat Schiller insofern im Gegensatz zu seiner „Jungfrau" konzepiert, als er sich bezüglich der Einfachheit der Handlung und Geschlossenheit der Form so eng als möglich an die alten Griechen anschloß und derart der Dichtung ein klassizistisches Gepräge gab. Anderseits spielt das Stück nicht nur auf der durch ihr buntes Völkergemenge und entsprechendes Kulturgemisch gekennzeichneten Insel Sizilien, sondern dies zudem im christlichen Mittelalter, zur Blütezeit des Rittertums und des Mönchwesens. Vor allem spielt, außer den verschiedensten Religionsformen, ein starkes Stück Aberglauben in die Handlung hinein. Wird doch der tragische Knoten dadurch geknüpft, daß der Herrscher von Messina, infolge eines ihn beängstigenden Traumes und der Weissagung eines sternenkundigen Arabers, seine Tochter Beatrice getötet wissen will. Seine Gattin, Mutter Isabella, handelt diesem seinem gebieterischen Gebote zuwider und rettet ihr Kind in ein verborgenes Kloster, nicht sowohl aus Mutterliebe, als weil ihr ein Mönch im Gegenteil prophezeit, daß die kleine Beatrice keineswegs, wie der Araber gemeint, ihre beiden Brüder entzweien und zugrunde richten werde, sondern umgekehrt dazu bestimmt sei: die Entzweiten durch ihre Liebe miteinander auszusöhnen! — Das aber sind so stark „romantische" Zusätze und Anwandlungen, daß Schiller trotz des erstrebten Gräzismus auch mit diesem Stücke, welches den ausschweifenden, zügellosen Romantikern entgegenwirken und sie in klassische Schranken weisen sollte, in ihrem mystischen Fatalismus, wie bereits bemerkt, nicht wenig bestärkt und sogar angespornt hat.

Indes in bezug auf die religiöse Weltanschauung hat Schiller im vorliegenden Falle, dem sizilianischen Boden entsprechend, die verschiedenartigsten „Religionen" so durcheinander gewürfelt, daß,

während Don Manuel und Don Caesar, wie ihr ganzes Geschlecht, der römisch-katholischen Kirche angehören, der ihnen zum Echo dienende Chor, wie ihn Schiller in Anlehnung an die altgriechische Bühne in die Handlung eingewoben hat, direkt die altheidnischen Götter anruft. So begrüßt der Chor Bohemund (auch Don Manuel und Don Caesar sind als Normannen zu denken) die aus dem versteckten Kloster ins Vaterhaus heimkehrende Beatrice mit den Worten:

Deines lieblichen Eintritts
Werden sich freuen
Die Penaten des Hauses,
Die hohen, die ernsten,
Verehrten Alten.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe
Und die goldne Viktoria,
Die geflügelte Göttin,
Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege gespannt.

Dem Don Caesar wird es, da er den Bruder niederstößt, nicht anders ergehen, als dem Muttermörder Orestes.

Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend fassen,
Die von jetzt an ihn nimmer lassen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhlos jagen
Bis in das delphische Heiligtum.
— — — — — — — — — —
Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die rächenden Göttinnen ein!

So weiß im Chor Cajetan auch von Amors Tempel und der „gefälligen Tochter des Schaums". Gilt es fort ins wilde Gehölz, „wo die Wälder am dunkelsten sind", so folgen sie „der strengen Diana, der Freundin der Jagden".

Don Manuel selbst will für seine Auserwählte bei ihrem feierlichen Aufzuge als Braut einen Zelter „lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde". Sogar die im Kloster aufgewachsene Beatrice weiß vom „Gott", der zu Perseus' Turm den Weg gefunden hat. Anderseits weiß sogar der Chor auch so weit in der christ-

lich-römischen Kirche Bescheid, daß, als es sich um die Werbung der unbekannten Nonne durch Don Manuel handelt, er der bangen Befürchtung Ausdruck gibt, ob dieser nicht des Himmels Braut berührt mit sündigem Verlangen — „denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht!“ Ein solches Vergehen, denn eine jede religiöse Überzeugung verlangt Ehrfurcht, hätte auch Don Manuel nicht leichten Herzens auf sich geladen, er kann aber frohgemut entgegnen: „Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch durch kein Gelübde war das Herz gefesselt, das sich auf ewig mir zu eigen gab.“

Klösterlicher Zwang und klösterliche Enge sind freilich beiden wenig nach dem Sinn. Dies verrät der Chor (Cajetan) drastisch genug, indem er seinerseits entgegnet: „So war das Kloster eine Freistatt nur der zweiten Jugend, nicht des Lebens Grab?“ Auch der Beatrice selbst, die sich angesichts des Sturmes, den ihr Eintritt in die Welt im Gefolge hat, nur zu bald in die Stille ihrer friedlichen Zelle zurücksehnen wird, entschlüpft die Wendung, daß sie, dadurch, daß man sie als Jungfrau im Kloster beließ, „in Lebensglut den Schatten“ beigesellt worden sei. Dabei hat sie, als noch nicht Vereidigte, sich im Freien, wenigstens im Garten des Klosters, ergehen dürfen, während die eigentlichen Nonnen mit keinem Fuße über die Schwelle dürfen.

Seinen so unverkennbaren Widerwillen gegen die Möncherei überhaupt kann Schiller, selbst in diesem Zusammenhange, nicht zurückhalten. Nicht genug damit, daß ein Mönch, welcher, als würdiger Konkurrent des arabischen „Götzendieners“, der durch seine Sterndeuterei den Fürsten bestimmt hatte, die Tochter auszusetzen, durch seine Wahrsagung die Mutter Isabella bewogen hat, im Ungehorsam gegen ihren Herrn und Gemahl, das Kind trotzdem zu retten, — Don Manuel verrät, in der Versöhnungsszene mit seinem Bruder Don Caesar, wie ihm bekannt geworden ist, daß ein „Mönch“ sich dem letzteren erboten habe, ihn „meuchlerisch zu morden“! Don Caesar indes den Gottesmann als „Verräter“ behandelt und bestraft hat.

Indes hindert das Schillern nicht, die klösterliche Abgeschiedenheit und Askesis auch von der Lichtseite zu erkennen. Nichts ehrwürdiger als der greise Einsiedler, hoch oben, auf dem Abhange des Ätna, äußerlich und innerlich so viel näher dem Himmel, als

die andern alle unten im Tale oder gar im Gewimmel der Hafenstadt. „Auch der hat sich wohl gebettet, der aus der stürmischen Lebenswelt, zeitig gewarnt, sich heraus gerettet in des Klosters Zelle, der die stachelnde Sucht der Ehren von sich warf und die eitle Lust und die Wünsche, die ewig begehren, eingeschläfert in ruhiger Brust.“ — Es ist jedoch dieser Glückliche ein Neunzigjähriger, der die Stürme des Lebens ohnehin hinter sich hat, und so dient ihm die friedliche Zelle nur als letztes Asyl. Immerhin — an ihm, da oben in der Einsiedelei, lerne man, wie nur auf solcher Höhe (auch im ethischen Sinne genommen) das Leben seine reinste Blüte zeugt. „Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte; die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Da wären wir, durch das Kloster hindurch! wieder bei dem Dichter der Freiheit, seiner Natur- und Vernunftreligion angelangt. In der Tat — wenn Schiller alle „Religionen“ durcheinanderwürfelt, so verfolgt er dabei offensichtlich den Zweck: keine von ihnen als objektiv maßgebend gelten zu lassen. Die Kulte sind ihm sämtlich nur die Schale für den göttlichen Kern wahrer Religiosität. Dieser Grundgedanke wird in seiner „Braut von Messina“ so greifbar durchgeführt, daß das bezügliche Distichon: „Welche Religion ich bekenne? usw.“ — geradezu im Hinblick auf das so auffällige Durcheinander in dieser Dichtung entstanden zu sein scheint; als hätte Schiller auf eine bezügliche Anfrage Antwort gegeben.

Wie seine Religion zunächst die Natur zur Grundlage und lebendigen Quelle hat, tritt in der „Braut von Messina“ besonders scharf hervor. Das furchtbare Verhängnis bricht über das heillose Fürstenhaus herein, indem zunächst der Vater, infolge seines Vertrauens auf den arabischen Sterndeuter, somit aus Aberglauben, sein eigenes Blut verleugnet und sein Töchterchen zu töten befiehlt. Hierzu kommt der Aberglaube der Mutter, die sich, durch die Umdeutung des Traumes durch einen Mönch, bestimmen läßt, das Töchterchen heimlich in Sicherheit bringen zu lassen. Solcherweise ist sie obendrein dem Gatten ungehorsam; sie hintergeht und betrügt ihn. Und dies ein halbes Leben lang! Mußte die so auf Lug und Trug gestellte Ehe nicht notwendig zur Hölle

ausarten? Ist es zu verwundern, daß in solcher Gift- und Stickluft die beiden Söhne in ewigem Hader und Starrsinn gegeneinander aufgewachsen sind? Daß der Vater sie nur mit Gewalt wenigstens so weit in Schranken halten kann, daß sie sich nicht totschlagen, und die Mutter ihrerseits gar nichts über sie vermag? Isabella atmet erst auf, als ihr Gatte tot ist, „so lange schon," seufzt sie, „erstickt' ich der Natur gewalt'ge Regung, weil noch über mich ein fremder Wille herrisch waltete." Seit der Aussetzung der Tochter hat sie dieselbe nie gesehen. Diese hat bis zu dem Tode des Vaters von ihren Eltern nichts erfahren. Nie hat sie deren Liebe genossen. „Frühe schon," klagt daher Beatrice, „hat mich ein strenges Los gerissen von dem mütterlichen Schoß." Auch von dem Dasein ihrer beiden Brüder weiß sie nicht das geringste, ebenso wenig diese von ihr. Auch den Söhnen gegenüber hat die Mutter ihr Geheimnis auf das sorgfältigste gewahrt. So hat sich ihr Mutterherz auch gegen diese aufs schwerste vergangen. Wie hat da wahre Liebe gedeihen können? „Nichts Kleines ist es gewesen," bekennt Isabella dem treuen Diener Diego, ihrem alleinigen Vertrauten, „solche Heimlichkeit verhüllt zu tragen diese langen Jahre, den Mann zu täuschen, den umsichtigsten der Menschen, und ins Herz zurückdrängen den Trieb des Bluts, der mächtig, wie des Feuers verschlossner Gott (auch der römisch-katholischen Isabella sind, wie sie hierbei verrät, die heidnischen Götter ständig gegenwärtig), aus seinen Banden strebte!"

Diese Heimlichkeit der Mutter, die verschlagene Täuschung all der Ihrigen, die Unterdrückung der natürlichen Regung des Blutes bewirkt, daß Don Manuel und Beatrice sich beim ersten Anblick, ohne ihr geschwisterliches Verhältnis zu ahnen, tödlich ineinander verlieben und auch Don Caesar sie nur zu erblicken braucht, um Liebesfeuer zu empfangen und zu wecken. Das Blut und damit die Natur erweist sich mächtiger als alle menschliche Vorkehrung und Voraussicht. Diese elementare Macht läßt nicht mit sich scherzen. Hat man einmal den Zusammenhang mit ihr verloren, so ist es wie ein Blinder, der mit Feuerzeug spielt. So hat der gute Diego, als Beatrice durchaus dem feierlichen Begräbnisse des Fürsten, ohne zu ahnen, daß es ihr Vater gewesen, in der Kirche beiwohnen will, in seinem belasteten Gewissen gemeint: es sei die

Stimme der Natur, die Macht des Blutes, die ihr (ihr unbewußt) den leidenschaftlichen Wunsch eingegeben habe; dadurch, daß er ihr diesen Wunsch erfüllt, bekommt sie Don Caesarn zu Gesichte, gerät sie, die bereits die Seele mit Don Manuel ausgetauscht hat, in einen tragischen Seelenkonflikt, kommt sie mit ihrem eigensten Selbst, mit ihrer Liebe für Don Manuel in unheilbaren Zwiespalt. So häuft sich die Verwirrung von Szene zu Szene, bis es sich schließlich herausstellt, daß die beiden Brüder, welche die Mutter soeben glücklich miteinander ausgesöhnt hatte, die Nämliche lieben! Als Don Caesar die Geliebte in den Armen Don Manuels antrifft, stößt er diesem seinen Degen durchs Herz, und die schier unfaßbar fürchterliche Katastrophe ist da!

Das alles haben Isabella und ihr Gatte angerichtet, indem sie in sträflichem Aberglauben ihre Elternliebe und damit die Mutter Natur selber verleugneten! Don Caesar grollt der Mutter Isabella auch noch, weil sie, wie sie beim Hingange des Don Manuel, ihres Ältesten, verrät, diesen von jeher bevorzugt hat. Auch in dieser Beziehung hat sich ihr Mutterherz falsch erwiesen! Die Erkenntnis hiervon wird dem unseligen Don Caesar den letzten Stoß geben. „Sie nannt' ihn ihren bessern Sohn! — So hat sie Verstellung ausgeübt ihr ganzes Leben!" Er, der schon seinen Bruder gemordet, flucht nun auch dem Schoß, der ihn getragen. — „Verflucht," donnert er die eigne Mutter nieder, „sei deine Heimlichkeit, die all dies Gräßliche verschuldet! — Falle der Donner nieder, der dein Herz zerschmettert!"

So unerbittlich ist die Natur in ihrer Wahrhaftigkeit, so furchtbar ihre Rache! So bedingt die Unnatur das Unmenschliche! Wohl geht Isabella, von der Nemesis, ihrem Schicksal vernichtet, in sich; sie kehrt, nachdem sie ihrerseits Don Caesar verflucht hat, als sie hört, daß er im Begriffe stehe, sich das Leben zu nehmen, noch einmal zu ihm zurück. — „Eine Mutter kann des eignen Busens Kind, das sie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen. Nicht hört der Himmel solche sündige Gebete; schwer von Tränen fallen sie zurück von seinem leuchtenden Gewölbe." Zu spät! Umsonst. Des Frevels und des daraus erwachsenen Unglücks ist zu viel. In der Vorstellung des Don Caesar kann nur noch der Tod, „der mächtige Vermittler", Versöhnung bringen. Vergeblich erinnert ihn Isabella, die römische Katholikin, daran,

wie weit die Christenheit voll Gnadenbildern sei, bei denen jedwedes gequältes Herz Ruhe finden könne. „Manche schwere Bürde ward abgeworfen in Lorettos Haus, und segenvolle Himmelskraft umweht das Heilge Grab, das alle Welt entsündigt. Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen: sie haben reichen Vorrat an Verdienst, und auf der Stelle, wo ein Mord geschah, kann sich ein Tempel reinigend erheben." Don Caesar ist der römischen Kirche keineswegs abgeneigt, hat er doch auf die Frage des Chors (Cajetan), „ob er der Mönche fromme Brüderschaft herbeirufen solle, damit sie nach der Kirche altem Brauch das Seelenamt verwalte und mit heil'gem Lied zur ew'gen Ruh' einsegne den Begrabenen?" (nämlich die Leiche Don Manuels) — entgegnet: „Ihr frommes Lied mag fort und fort an unserm Grab auf ew'ge Zeiten schallen bei der Kerze Schein; doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amtes, und der blut'ge Mord verscheucht das Heilige." Trotzdem vermag Don Caesar sich mit diesen Tröstungen der Kirche nicht zufrieden zu geben. „Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung, mit strengen Bußkasteiungen allmählich abschöpfend eine ew'ge Schuld — ich kann nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen: aufblicken muß ich freudig zu den Frohen und in den Äther greifen über mir mit freiem Geist —"

Eigen genug nehmen sich diese römisch-katholischen Anschauungen und Gebräuche aus, die nicht nur Isabella in ihrer Ratlosigkeit anruft, sondern auch Don Caesar auf seine Weise achtet, dicht neben der altheidnischen Wendung, die gleich darauf sein Gedankengang nimmt. Ist auch er erst dahin, so solle die Mutter Trost und Halt finden, indem sie ihre eigenen Söhne als Gottheit anrufe! „Denn Götter sind wir dann, wir hören dich! Und wie des Himmels Zwillinge, dem Schiffer ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Trost dir nahe sein und deine Seele stärken." —

Dem entspricht Don Caesars — Selbstmord. Während Karl Moor diesen als Todsünde verwarf, durch die unmöglich der Harmonie der Welt (will sagen Gottesordnung in der Natur) gedient sein könne, greift Don Caesar umgekehrt zum Selbstmord: um dem „allgerechten Lenker unsrer Tage" gerecht zu werden! Blut fordert Blut. Wie sollte er, der Mörder seines Bruders, glücklich weiter leben, während dieser in seiner heilgen Unschuld ungerächt im tiefen Grabe liegt? — So mengen sich bis zuletzt heidnische

und christliche Anschauungen wirbelnd durcheinander. Das lösende Wort spricht erst der Chor:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel Größtes aber ist die Schuld."

Hiernach hat Don Caesar, indem er Hand an sich legte, gehandelt. Schiller ist solcherweise sichtlich jenen Griechen und Römern, welche er noch zur Zeit, da er als Historiker über die Kreuzzüge schrieb, ethisch so gegen die Christen zurückstellte, nicht nur in seiner künstlerischen, sondern auch in seiner ethisch-religiösen Auffassung näher gekommen. Nichts auffälliger, als daß, wie er die simplifizierte, auf die elementarsten menschlichen Beziehungen reduzierte Handlung seines klassizistischen Bühnenwerkes an die Griechen anknüpft, er auch die reinmenschlichen Erwägungen und Betrachtungen dem mit der heidnischen Götterwelt auf so traulichem Fuße stehenden Chore in den Mund legt. Hiergegen tritt der christ-kirchliche Vorstellungskreis, der sich zudem auf die römische Kirche beschränkt, so in den Hintergrund, daß er fast nur noch als Staffage figuriert. Vor allem bleibt Schiller dabei ständig darauf bedacht, die bezüglichen Kirchenformen auf das Reinmenschliche zurückzuführen und sie nur so weit gelten zu lassen, als sie dieses fördern und weihen. So wenn der Chor, im Anblicke der glücklichen, mit ihren Söhnen ausgesöhnten Mutter, intoniert: „Schön ist der Mutter liebliche Hoheit zwischen der Söhne feuriger Kraft. Nicht auf der Erden ist ihr Bild und ihr Gleichnis zu sehen. Hoch auf des Lebens Gipfel gestellt, schließt sie blühend den Kreis des *Schönen*! Mit der Mutter und ihren Söhnen krönt sich die herrlich vollendete Welt. Selber die *Kirche*, die göttliche, stellt nicht Schöneres dar auf dem himmlischen Thron; Höheres bildet selber die *Kunst* nicht, die göttlich geborene, als *die Mutter mit ihrem Sohn*."

Es ist auch immer nur von der Kirche als Glaubens-Gemeinschaft und von ihren Gläubigen die Rede, selbst der Priesterstand als solcher tritt ganz zurück; es kommt im ganzen Stück kein kirchlicher Seelsorger, kein Priester auf die Bühne; der Hierarchie und der politischen Macht, der päpstlichen Theokratie, geschieht keinerlei Erwähnung, diese ist so gut wie nicht vorhanden. Wie sollte sie sich auch in dieses Durcheinander aller „Religionen" und der hier-

aus entspringenden religiösen Duldung einfügen? Auf diesem Boden, in dieser Atmosphäre gibt es für das kirchliche Rom im engeren Sinne, mit seinen zwei Schwertern, weder Raum noch Luft. Wie dieses päpstliche Rom mit der religiös-ethischen Grundströmung in der ganzen Dichtung auf Schritt und Tritt kollidiert, springt schon durch die Streiflichter, die auf das Klosterwesen und das organisierte Mönchtum fallen, oder durch Don Caesars Ablehnung des Bußgangs nach Loretto oder Jerusalem selbst deutlich genug in die Augen. Tatsächlich bildet die religiöse Grundanschauung, die das Trauerspiel beherrscht, zum kirchlichen Rom den denkbar diametralsten Gegensatz. Je klarer sich Schiller in seiner religiösen Grundauffassung wird, desto weiter wird er vom „heiligen Rom" abrücken.

Die Religion, die er so siegesfroh verkündet, hat zur ersten Voraussetzung, daß sie keinen Menschen ausschließt, daß sie daher für alle, ohne jede Ausnahme, gilt, und zwar kraft ihres Menschtums. Eine solche wahrhaft „katholische" oder gemeingültige Religion umfaßt naturgemäß, wie alle Völker, so alle Länder und Zeitalter, sie muß für alles menschliche Tun und Lassen den ewigen, den göttlichen Maßstab bilden — und muß daher in der Naturordnung als solcher begründet sein. Ihren vollendeten Ausdruck findet sie in einer entsprechenden Persönlichkeit, in der „schönen Individualität", wie Schiller ein bezügliches Distichon überschrieben hat:

„Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt."

Indem sich der Fürst-Vater von Messina durch Aussetzung des eigenen Kindes zur Natur in Gegensatz setzte, und die Isabella zugleich ihren Gatten hinterging und ihre Söhne täuschte, verloren sie mit dem sittlichen Halt das Lebensruder. Sobald sie nicht mehr in der Wahrheit lebten, konnten sie auch nicht mehr in der Liebe leben. Und so haben sie, jeder zu seinem Teil, das furchtbare Verhängnis über sich selber und ihr ganzes Geschlecht heraufbeschworen. Der Bruderzwist bedingt schließlich den Brudermord. Und auch die holdselige Beatrice ist gestrauchelt, indem sie, dem Gebote des Geliebten, mit dem sie die Seele ausgetauscht, zuwider und dem Versprechen, das sie ihm gegeben, zum Trotze,

ihre sichere Zufluchtsstätte verläßt und zur Begräbnisfeier in die Kirche eilt, wo Don Caesar sie erblickt und sie beide das Verhängnis ereilt. Die Gottesordnung in der Natur und in der menschlichen Brust fallen letzten Endes in eins zusammen. Wie die Harmonie des Weltalls durch dessen unabänderliche, ewige Gesetze bedingt ist, so die Harmonie der Menschheit durch eine entsprechende, nicht weniger unabänderliche ethische Gesetzesordnung.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Für diese seine religiös-ethische Grundanschauung, die sich mit seiner künstlerischen so vollkommen deckt, hat der Dramatiker Schiller nach immer vollgültigeren Ausdruck gerungen. In seiner „Braut von Messina“ hat er es versucht, indem er bis auf das griechische Altertum zurückgriff und die verschiedensten Religionsformen durcheinander mengte, um so, durch Geringachtung und Abstreifung der Schale, den Kern um so sicherer ans Licht zu fördern.

Wilhelm Tell.

Im „Tell“ ist die Handlung zu scharf abgegrenzt und zugespitzt auf die Befreiung von der Tyrannei der Habsburger und ihrer Vögte, auf das rein staatsrechtliche und bürgerliche Moment zugeschnitten, als daß die Kirche in Betracht käme. Dabei handelt es sich um das naivgläubige Volk der Urkantone, für welches die römische Priesterkirche die Gotteskirche kurzweg ist. Schon zur Wahrung dieses lokalen Kolorits wird Schiller die Kirche möglichst unangetastet lassen. Das Verhältnis des biederen Völkchens zu dieser wird ihm sogar mit dazu dienlich sein, dessen Arglosigkeit, Herzensgüte und Treuherzigkeit ins volle Licht zu setzen. So wird Stauffacher seiner Gertrud beim Abschied von Haus ausdrücklich aufgeben: „dem Pilger, der zum Gotteshause wallt, dem frommen Mönch, der für sein Kloster sammelt“, reichlich zu geben und ihn wohlverpflegt zu entlassen. Auch Tell selbst steht zur Kirche in keinem Gegensatz. Immerhin wird das Zusammengehen der „Pfaffen“ mit den Habsburgern und ihren Vögten mehr als einmal drastisch vermerkt. Die vom Rathaus kommen müssen an der Stange vorüber, auf der Geßler den Hut hat aufpflanzen lassen, vor dem sie das Haupt entblößen und das Knie beugen sollen. Keiner denkt indes daran, dem Befehle nachzukommen. „Da sieht's der Pfaff, der Rätselmann — kam just von einem Kranken her — und stellt sich hin mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange — der Sigrist mußte mit dem Glöcklein schellen: da fielen all' aufs Knie, ich selber mit,“ berichtet mit eingeborener Bauernschlauheit der Frießhardt, „und grüßten die Monstranz, doch nicht den Hut.“ — Wenn in diesem Fall der kluge „Pfaff“ über die Verlegenheit zugleich hinweghalf, so weiß dafür Stauffacher zu erzählen, wie sie dem Kaiser selbst (und nicht nur dem Habsburger und seinen Vögten) den Gehorsam hatten versagen müssen,

„da er das Recht zugunst der Pfaffen bog. Denn als die Leute von dem Gotteshaus Einsiedeln aus die Alp in Anspruch nahmen, die wir beweidet seit der Väter Zeit, der Abt herfürzog einen alten Brief, der ihm die herrenlose Wüste schenkte — denn unser Dasein hatte man verhehlt —, da sprachen wir: ‚Erschlichen ist der Brief! Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken; und wird uns Recht versagt vom Reich, wir können in unsern Bergen auch des Reichs entbehren. — So sprachen unsre Väter!'" — Und auch Tell betont, wie das Feld dem Könige gehöre und dem Bischof. Und auch dieser ist als „Herr" des Landes alleiniger Inhaber des Wildes im Walde und der Fische in den Gewässern! Als der kleine Walter all diese Rechte des Bischofs und des Königs aufzählen hört, und wie kein Mensch dem andern trauen kann, entfährt ihm das Wort: „Vater, es wird mir eng im weiten Land: da wohn' ich lieber unter den Lawinen!" „Ja, wohl ist's besser, Kind," erwidert Vater Tell seinem hellen Jungen, „die Gletscherberge im Rücken haben, als die bösen Menschen."

Auch im „Tell" tritt kein Priester auf, und wenn auch wiederholt mit Ehrfurcht von frommen Mönchen die Rede geht, so echot dafür der Stüssi, als Geßlers Leiche vor Armgard, der armen Bäuerin, die sich vergeblich mit ihren Kindern vor die Hufen von Geßlers Pferd geworfen hatte, daliegt, für die „barmherzigen Brüder", die üblichen Kutten als Leichenbegleiter, nach „Platz!" schreiend: „Das Opfer liegt — die Raben steigen nieder." Ein Ausruf, welcher, zumal in so feierlichem Aktschlusse, den römisch-katholischen Rechtgläubigen in der Schule vor einer übermütigen Klassenjugend keine geringe Verlegenheit bereiten dürfte.

Überaus auffällig ist auch die Schilderung, welche Stauffacher von der „strengen" Agnes, der königlichen Tochter des ermordeten Kaisers Albrecht, gibt, wie sie „der Milde" ihres zarten Geschlechtes so vollkommen bar ist, daß sie des Vaters Blut rächen will „an der Mörder ganzem Stamm, an ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern, ja an den Steinen ihrer Schlösser selbst"; ja sie hätte geschworen, „ganze Zeugungen hinabzusenken in des Vaters Grab, in Blut sich wie in Maientau zu baden"! — wenn man bedenkt (was Schillern zweifellos aus Tschudi und Joh. Müller, seinen historischen Quellen, bekannt gewesen ist), daß es eben diese Agnes ist, welche an der Mordstätte auf dem Königsfelde ein

Kloster errichtet und bezogen hat und sie danach nicht weniger kirchengläubig und fromm gewesen zu sein scheint, als unerbittlich in ihrem Rachegelüste.

Derart blickt Schillers Kritik des kirchlichen Rom auch im „Tell" allenthalben durch. So weiß Tell, am Schlusse, dem Johannes Parricida, dem „Vatermörder" aus Neid und Ehrfurcht, nicht anders zu helfen, als indem er ihn „ins Land Italien, nach Sankt Peters Stadt" verweist — „dort werfet Ihr Euch dem Papst zu Füßen, beichtet ihm Eure Schuld und löset Eure Seele!" — Worauf Parricida, der dem Papste nicht traut, bebend erwidert: „Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?" Das scheint auch dem Tell keineswegs unmöglich. „Was er Euch tut," tröstet er den Unglückseligen, den kein Mensch von der Sünde, die er sich aufs Gewissen geladen, erlösen könne, „das nehmet an von Gott." Der gebrochene Parricida wählt wirklich den Bußgang, den in der „Braut von Messina" Don Caesar so stolz von sich weist. Dabei kann ihm der frommgläubige Tell nicht einmal die Befürchtung nehmen, daß die Pilgerfahrt nach „Sankt Peters Stadt" ihn nicht einmal vor der Nachstellung des Kaisers zureichend schützen werde!

Auch sein „Wilhelm Tell" atmet selbstverständlich von Anfang bis zu Ende Schillers „Religion". Wie er im „Wallenstein", in bezug auf Treue, dem Tier in seiner Art „Religion" zusprach, so heißt es gleich eingangs im „Tell", mit Hinweis auf die Klugheit der Gemsen: „Das Tier hat auch Vernunft." Damit soll gesagt und betont werden, daß Vernunft in der Naturordnung als solcher gegeben ist. Das gleiche gilt, wie dies die Notwehr bekundet, auch von der Freiheit. „Jedem Wesen," erläutert Melchthal, „ward ein Notgewehr in der Verzweiflung Angst: es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt der Meute sein gefürchtetes Geweih, die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund — der Pflugstier selbst, der sanfte Hausgenoss' des Menschen, der die ungeheure Kraft des Halses duldsam unters Joch gebogen, springt auf, gereizt, wetzt sein gewaltig Horn und schleudert seinen Feind den Wolken zu."

Und der Mensch sollte seiner Langmut, seiner Unterwürfigkeit keine Grenze setzen können und müssen?

Freilich ist die Freiheit, wie der Mensch sie versteht und, will er seine Würde wahren, verstehen muß, eine Freiheit höherer Art.

Das Bewußtsein, das ihm infolge der Entwicklung seiner Vernunft und damit zugleich seiner Religion innewohnt, trägt ganz anders weit, gibt auch von der Freiheit einen höheren Begriff ein. Da, demonstriert Walter Fürst, es der Eidgenossen Kaiser selbst ist, ihr höchster Richter, — so muß ihnen — durch ihren eigenen Arm — Gott helfen! Dies ist auch der Sinn des berühmten Spruchs: „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last — greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ew'gen Rechte, die droben hängen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst." Mit andern Worten: das Recht auf Freiheit oder Selbstbestimmung wohnt dem Menschen inne als ein Naturrecht. Und käm er in Ketten zur Welt, er ist frei geboren! Eben diese ihm eingeborene Natur erhebt ihn bis hinauf in den Himmel, wo die Sterne erstrahlen, gibt ihm sein Gottesbewußtsein ein. Welches Gottesbewußtsein ihn in allen seinen Mitmenschen ohne Ausnahme seinesgleichen, gleichsam Kinder des einen Vaters, Geschwister erkennen läßt und heißt, Schicksalsgefährten, mit denen er unlösbar verwachsen ist.

Wenn die biederen Eidgenossen so einmütig entschlossen sind, das unerträgliche Joch habsburgischer Tyrannei zu brechen, so tun sie es im festen Vertrauen auf ihre gerechte Sache, mit Gott. „O, die Gerichte Gottes sind gerecht!" ruft Walter Fürst. „Gerechtigkeit des Himmels!" stöhnt händeringend Ruodi. „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?" So ist auch Tells erster und letzter Gedanke: Gott! „Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten!" dringt er auf Ruodi ein. Als dieser versagt, ruft er: „In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn! Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen." — Und noch einmal: „Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch! Aus Sturmes Nöten muß ein Andrer helfen. Doch besser ist's, Ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menschen!"

Doch wird weder Tell noch sonst einer der Verschworenen, die alle gut römisch-katholisch sind, seine Zuflucht zur alleinseligmachenden Kirche nehmen. Dies überläßt Tell selbst, wie schon bemerkt, dem unseligen Parricida. Dieser ist übrigens nicht nur dazu da, um durch Gegenüberhaltung der Beweggründe, welche Tell bewogen haben, Geßler zu erschießen, und dies sogar (was

freilich, seinem eigenen Plaidoyer zum Trotz, bedenklich und peinlich genug bleibt) aus dem Hinterhalte heraus, und der Beweggründe des kaiserlichen Neffen, der seinen Oheim (sein Blut!) hinterrücks überfallen hat, zu kontrastieren; indem Tell selbst dem über alles verabscheuten Vatermörder, den Tells Hausfrau nicht sehen kann, ohne daß es sie durchschauert, der kaiserlichen Achterklärung zum Trotze, seine menschliche Teilnahme bezeugt, ihm den Weg über den Gotthard weist und von seiner Hedwig erfrischen und reich beladen läßt, bevor er weiterzieht, besteht seine Menschenliebe die höchste Probe, setzt er seiner Religion vorbehaltloser Humanität und werktätiger Liebe die Krone auf. Die Selbstverständlichkeit, mit der er das Rechte und Gute tut, beweist, daß ihm die Tugendhaftigkeit zur — Natur geworden ist. Eben hierauf legt Schiller in seiner Ethik immer wieder den höchsten Nachdruck. Mit aus diesem Gesichtspunkte heraus ist sein tiefsinniges Distichon, „Das Höchste“ überschrieben, zu verstehen:

> Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren
> Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

Die Balladen und Gedichte.

Schillers kleinere Gedichte und zumal seine Balladen sind zum großen Teile während der Arbeit an seinen Bühnenstücken, aus demselben Gedankengange heraus entstanden und nicht selten als eine Nebenblüte dieser anzusehen. So weist die schon angezogene „Unüberwindliche Flotte" oder der Untergang der spanischen Armada an der englischen Küste auf die Konzeption des „Don Carlos" und auch der „Maria Stuart" in ihrem ersten Entwurfe. Im „Kampf mit dem Drachen" besitzen wir geradezu einen Ersatz für jene „Malthesер", die im Fragment stecken bleiben sollten. An diese Verherrlichung geistlich-ritterlicher Tugend reihen sich drei seiner schönsten Balladen, in denen Schiller das Christentum in seiner mittelalterlichen, römisch-katholischen Kirchenform zu ergreifendem Ausdruck gebracht hat. „Ritter Toggenburg" wird in der sein ganzes Sein erfüllenden Liebe zu einer Nonne so ergriffen und verzehrt, daß er seine Waffen ablegt und sich, gehüllt in härenes Gewand, eine Hütte baut, „wo das Kloster aus der Mitte düstrer Linden sah". Hier sitzt er Tag für Tag, viel Jahre lang da, „harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenster klang — bis die Liebliche sich zeigte, bis das teure Bild sich ins Tal herunter neigte, ruhig, engelmild. — Und so saß er, eine Leiche, eines Morgens da. Nach dem Fenster noch das bleiche stille Antlitz sah."

Auch im „Gang nach dem Eisenhammer" ist es die reine Liebe einer unschuldigen Seele, die alle Fährnis glücklich überwindet. „Ein frommer Knecht war Fridolin und in der Furcht des Herrn ergeben der Gebieterin, der Gräfin von Savern. Sie war so sanft, sie war so gut; doch auch der Launen Übermut hätt' er geeifert, zu erfüllen, mit Freudigkeit um Gottes willen." Der liebliche Page, noch eher ein holder Knabe als ein vollwüchsiger Jüng-

ling, wird vom Feuertode im glühenden Ofen, den ihm der fürchterliche Gemahl der Gräfin in giftiger Eifersucht zugedacht hat, nur dadurch gerettet, daß er auf dem Wege zum Eisenhammer hin — in eine Kirche tritt und den Sakristan macht. „Das," denkt er, „ist kein Aufenthalt, was fördert himmelan. Die Stola und das Zingulum hängt er dem Priester dienend um, bereitet hurtig die Gefäße, geheiliget zum Dienst der Messe. — Und als er dies mit Fleiß getan, tritt er als Ministrant dem Priester zum Altar voran, das Meßbuch in der Hand, und kniet rechts und kniet links und ist gewärtig jedes Winks, und als des Sanctus Worte kamen, da schellt er dreimal bei dem Namen. Drauf, als der Priester fromm sich neigt und, zum Altar gewandt, den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt in hocherhabner Hand, da kündet es der Sakristan mit hellem Glöcklein klingend an. Und alles kniet und schlägt die Brüste, sich fromm bekreuzend vor dem Christe. — So übt er jedes pünktlich aus mit schnell gewandtem Sinn; was Brauch ist in dem Gotteshaus, er hat es alles inn' und wird nicht müde bis zum Schluß, bis beim Vobiscum Dominus der Priester zur Gemein' sich wendet, die heil'ge Handlung segnend endet."

Nur diesem Aufenthalt in dem Gotteshaus, seiner frommen Andacht, hat Fridolin seine Rettung zu danken; statt seiner wird sein ihm nachgesandter Verleumder von den Knechten im Eisenhammer ergriffen und in den Ofen geworfen.

Noch vollendeter nach Form und Inhalt ist „Der Graf von Habsburg". In diesem wird sogar mit der römisch-päpstlichen Priesterkirche das heilige römische Reich deutscher Nation verherrlicht. Der frommgläubige Graf stößt auf der Jagd im Walde auf einen Priester mit dem Allerheiligsten, das er zu einem danach schmachtenden Sterbenden bringen will und nicht weiß, wie er damit über den übergetretenen Bach hinwegkommen soll. — Der Graf überläßt ihm das eigene Roß, um, als der Priester ihm dieses zurückbringt, auszurufen: „Nicht wolle das Gott, daß zum Streiten und Jagen das Roß ich beschritte fürderhin, das meinen Schöpfer getragen!" Die fromme Selbstentsagung und gläubige Demut, die der Graf dadurch bewiesen, haben ihn der höchsten Krone der Christenheit würdig gemacht. Da der Sänger, welcher das Erlebnis beim Krönungsfeste erzählt, die Hülle von sich wirft, erkennt Rudolf die Züge des Priesters „und verbirgt

der Tränen stürzenden Quell in des Mantels purpurnen Falten. — Und alles blickte den Kaiser an und erkannte den Grafen, der das getan, und verehrte das göttliche Walten".

Hat je ein römischer „Katholik" seinen kirchlichen Gottesdienst und -Glauben inniger, herz- und sinngewinnender geschildert, zugleich vergegenwärtigt und objektiviert, als es Schiller in diesen christlich-romantischen Balladen tut? Hat dieser nicht hiermit den vollgültigsten Beweis dafür erbracht, daß er dem römisch-katholischen Kultus tiefstes Verständnis entgegenbrachte und vollste Gerechtigkeit hat widerfahren lassen können und wollen? Daß ein Gläubiger innerhalb dieser kirchlichen Vorstellungen und Einrichtungen die höchsten Seeleneigenschaften entfalten könne, hat Schiller nie bezweifelt und, wie wir sahen, auch in seinen Dramen wiederholt zum Ausdruck gebracht. Er legt aber dabei offenbar den ganzen Nachdruck auf die Seelenbeschaffenheit und Gemütsstimmung des Gläubigen, die kirchlichen Lehrsätze oder Dogmen und Einrichtungen, vollends die äußere Organisation und das Regiment, die Machtfrage der Kirche selbst, läßt er dabei vollkommen außer Betracht. Er hat es ausschließlich mit ihr als Glaubensgemeinschaft zu tun. Je inniger, je mehr aus dem Innersten heraus er sie als solche erfaßt, je mehr er dem durch sie geregelten Seelenleben auf den Grund, an die Wurzel geht, je vollständiger er sich in ihre Formen hineindenkt, desto mehr nur bezeugt er seine — Objektivität, bekundet er seine geistige Freiheit und Souveränität.

Dank dieser seiner „Freiheit" kann Schiller gleich darauf ebenso wahr und ergreifend auch den heidnischen Götterglauben der alten Griechen dichterisch zur Geltung bringen. Man denke nur an „Das Siegesfest", die „Klage der Ceres", „Das Eleusische Fest", „Kassandra" oder gar „Die Kraniche des Ibikus", welche Ballade selbst neben dem grandiosen „Grafen von Habsburg" in jeder Hinsicht mindestens ebenbürtig zu werten sein dürfte und in bezug auf ihren religiös-ethischen Gehalt zweifellos noch gemeingültiger ist. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele!" ist auch bei diesen „heidnischen" Balladen der Grundgedanke, der in jederart Einkleidung seine Geltung behält. Wer sich diese Einfalt bewahrt, der ist geborgen, wie auf Erden, so auch im Himmel. Selbst der wilde Indianer, dem man „das

Messer, scharf geschliffen, das vom Feindeskopf rasch mit drei geschickten Griffen schälte Haut und Schopf" — mit ins Grab legt, kann, wie die „Nadowessische Totenklage" so köstlich veranschaulicht, wenn er auf seine Weise als „den Besten" seiner Art genug getan, selig zur ewigen Ruhe eingehen. „Wohl ihm, er ist hingegangen, wo kein Schnee mehr ist, wo mit Mais die Felder prangen, der von selber sprießt, wo mit Vögeln alle Sträuche, wo der Wald mit Wild, wo mit Fischen alle Teiche lustig sind gefüllt." So soll und kann, nach Schillers Meinung, wie schon nach der König Friedrichs des Einzigen, ein jeder „nach seiner Façon" selig werden. Das aber ist alles, nur nicht päpstlich-römisch!

Das kirchliche Rom streift Schiller übrigens noch einmal ganz spät, in dem „Lied an die Freunde", wo ihm seine dichterische Einbildungskraft mit ihrem idealen Schwung die „ewige Stadt" am Tiberstrome, welche seinen Geist so unausgesetzt beschäftigt und gefesselt hat, ohne daß er sie je selber zu Gesichte bekommen sollte, wunderbar greifbar vor sein Seherauge zaubert, indes nicht ohne einen Beisatz von Ironie.

Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten (Engelsburg?),
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und, ein zweiter Himmel, in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
　Aber Rom in allem seinem Glanze
　Ist ein Grab nur der Vergangenheit.

Schlußwort.

Wir sind am Ziele. In welchem Maße seine so tiefgewurzelte „Religiösität“ Schillern in seinem Sinnen und Trachten beherrschte, wie bei ihm Religion und Poesie ineinander übergehen: Religion zu Poesie und Poesie zu Religion geworden ist; wie dementsprechend „Religion“ oder das Verhältnis des Menschen zur ewigen Natur- und Gottesordnung geradezu die Achse bildet, um die sich seine ganze Dichtung dreht, den Angelpunkt, in dem sich insbesondere seine Dramen bewegen, von den „Räubern“ an bis zum „Tell“, ist dies nicht tatsächlich in dem Maße, als wir diesen auf den Grund gingen, nur immer greifbarer zutage getreten?

„Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen, die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide gehören für ewig aneinander. Diesen Glauben soll mir kein feiges Vorurteil zerstören!“ Diesem seinem Bekenntnis, welches sein Marquis Posa ausspricht, ist er bis zum letzten Atemzuge getreu geblieben. Posa aber entschlüpft das Kernwort im Anblicke der holden Königin Elisabeth, welche durch ihren Seelenadel selbst den seinen in den Schatten stellt. „Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt!“ Diese kindliche Einfalt, der Einklang mit der Natur ist es, worauf es ankommt. Ist sie, wie bei der Königin Elisabeth im „Don Carlos“, zu einer souveränen Persönlichkeit entwickelt, zu einer vollendeten Natur, so überstrahlt solche Seelenschönheit jede andere Menschengröße, so ist es der höchste Begriff von Schönheit überhaupt. Genau so heißt es in der „Huldigung der Künste“:

> Was die Natur tief im Verborgenen schafft,
> Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
> Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
> Doch Schönres find' ich nichts, so lang ich wähle,
> Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Der Nachdruck liegt dabei immer wieder auf der Natur. Nur wo diese sich frei entfaltet, kann wahre Schönheit in die Erscheinung treten. Selbstverständlich Schönheit innerlich, in geistigem, seelischem, in ethischem Sinne genommen. Mit der in kindlicher Unschuld und Reinheit erstrahlenden Elisabeth kontrastiert daher die Eboli, das sinnberückende Weib, das nur sinnliche Leidenschaft kennt und seine „Kultur" nur dazu verwendet, diese zur Geltung zu bringen; die „Schlange", welche das erste Menschenpaar um das Paradies gebracht hat; die Treibhauspflanze, wie Posa selbst das Verhältnis beider Frauen gegeneinander kennzeichnet, neben dem Naturgewächs! Der Elisabeth aber vertraut sich Posa an, während die Eboli dem Domingo zum Werkzeuge dient. Damit ist der unausgleichbare Gegensatz gegeben zwischen der „Religion" Schillers und dem kirchlichen Rom, wie es sich in seinem Dominikanerpriester verkörpert.

Dieser Gegensatz ist im tiefsten Grunde dadurch bedingt, daß in der Vorstellung Schillers Natur- und Gottesordnung, wie er sie begreift, in eins zusammenfallen. Was gegen die Natur verstößt, ist auch Gott zuwider. Die Naturordnung aufheben, heißt die Gottesordnung aufheben, Übernatürliches annehmen, sich im Un- oder Widernatürlichen verlieren. Wunderglaube ist daher Aberglaube. Auf den Menschen als solchen angewendet: Wer sich von der Natur abwendet, ihren ewigen Gesetzen zuwider denkt und handelt, wird dadurch zum — Unmenschen, übt Unmenschlichkeit, der hat für seine Mitmenschen nur noch Afterliebe übrig, der verleugnet mit der naturgemäßen Idee Gottes dessen „Ebenbild" im Menschen. Wird ein solcher Wunder- und Aberglaube zum religiösen Prinzip erhoben, zu einem System ausgebaut, eine Kirche darauf gestellt, so vermag sich diese nur dadurch zu behaupten, daß sie mit der Natur zugleich die Vernunft und damit die Freiheit unterdrückt, Empfinden und Denken, Herz und Kopf gleicherweise in Fesseln schlägt. Gar wenn eine auf solche Unnatur gestellte Kirche die unbedingte Herrschaft über alle Seelen, über die ganze Menschheit durch ihre Priester für sich in Anspruch nimmt, sie, um dieses ihr Ziel zu erreichen, zur weltlichen, politischen Macht greift, ihr „katholische" Majestäten, wie die Könige von Spanien, „allerchristlichste", wie die im „katholischen" Frankreich, oder „apostolische", wie in der Wiener Hofburg an der

Donau, zu Gebote stehen, da blüht der Weizen der spanischen Inquisition mit ihren Folterkammern und Scheiterhaufen ohne Ende. Da kommt es zu Bartholomäusnächten und zu den Greueln dreißigjähriger „Bekehrungskriege“. Da fasziniert die Volksmenge heute ein Stiergefecht und morgen ein Autodafé. Da löst ein Philipp II. „den großen Eid, den alle Könige der Christenheit geloben“, durch ein Blutgericht ohne Beispiel, zu dem er seinen ganzen Hofstaat feierlich einladet! Da gilt dem Vater der fanatische Mönch mehr als der eigene Sohn! Da ruft selbst die „sanfte“ Mondecar, in ihrer Freude über das angekündigte Autodafé: es brennen ja nur — „Ketzer“! Da verbittet sich die nicht weniger stranggläubige Eboli, als die Königin ihr mehr natürliche Empfindung zutraut, sie für eine schlechtere „Christin“ zu halten als die Mondecar!

Gegen eine solche Verirrung des blindgläubigen religiösen Wahns, welche blühende Provinzen in rauchende, mit verkohlten menschlichen Gebeinen angefüllte Trümmerstätten wandelt, gibt es keine andere Rettung, als mit der Vernunft die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen, als die Forderung Posas an Philipp: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“

Von dieser fundamentalen natur- und vernunftgemäßen Auffassung in religiösen Dingen ist Schiller, wie wir sahen, nie abgegangen. „Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt“ — ist sein erstes und letztes Wort geblieben. Nur daß er mit zunehmender Reife seiner Welt- und Menschenkenntnis, im Gefolge seiner historischen und philisophischen Studien, mehr und mehr mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und sich in die verschiedensten Formen auch des kirchlichen Lebens hineinzudenken gelernt hat. Je souveräner sein Intellekt und sein künstlerisches Können sich entwickelten, je sicherer und fester in seiner eigenen Grundauffassung er wurde, je vollendeter mit anderen Worten seine innere Freiheit, desto leichter vermochte er sich zu objektivieren, desto leichter fand er sich auch in die ihm abgelegensten und abstrusesten Gedankenkreise und Anschauungen hinein.

Wie er sich schließlich, auf der Höhe seines Lebens, insbesondere zum Christentum stellte, darüber besitzen wir übrigens auch eine direkte Auslassung von ihm in einem Briefe an Goethe vom

4. August 1795. Goethe hatte ihm den Abschnitt seines „Wilhelm Meister", „Bekenntnisse einer schönen Seele" überschrieben, noch in der Handschrift überschickt, damit er sich zu demselben kritisch äußere. Darin hatte Goethe, anknüpfend an Tagebuchblätter der Klettenberg, seiner mütterlichen Freundin, der Frankfurter Pietistin, die religiösen Regungen einer „schönen Seele" möglichst psychologisch-objektiv, und somit typisch, festzustellen versucht. „Mir deucht," schreibt Schiller, „daß Sie den Gegenstand von keiner glücklichern Seite hätten fassen können, als die Art, wie Sie den stillen Verkehr der Person mit dem Heiligen in sich eröffnen. Dieses Verhältnis ist zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen lassen, äußerst übereinstimmend mit der Natur.

„Der Übergang von der Religion überhaupt zu der christlichen, durch die Erfahrung der Sünde, ist meisterhaft gedacht. Überhaupt sind die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur — fürchte ich — etwas zu leise angedeutet.... Das Bestreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ihren Gegenstand zu purifizieren und gleichsam wieder ehrlich zu machen, ist mir nicht entgangen; aber einige Stellen habe ich doch angestrichen, an denen, wie ich fürchte, ein christliches Gemüt eine zu leichtsinnige Behandlung tadeln könnte."

In der Tat hat Goethe dies nichts weniger als „erbauliche" Kapitel in seinem Lebensroman zu einer Zeit zu Papier gebracht, als ihn ein förmlicher Widerwille gegen das Christentum, wie es ihm nicht nur in den Kirchen, sondern auch in nur zu vielen seiner Lebensgenossen, und sogar in den erlesensten und freiesten unter diesen (man denke nur an Lavater und Jacobi), begegnet war, erfaßt hatte. Schon als Student in Straßburg war er zumal den Pietisten, an die er sich, unter der Einwirkung seiner stillen Zeit als Leidender im Elternhause zu Frankfurt, zunächst angeschlossen hatte, bald entfremdet worden: sie waren ihm vor allem zu kopfhängerisch gewesen. Vollends nachdem er in Italien den heidnischen Griechen künstlerisch so nahe gerückt war und er diejenige christliche Kirche, die sich selbst die „katholische" heißt und als die einzige rechtmäßige gebärdet, in ihrem Zentrum, aus nächster Nähe kennen gelernt hatte, war er eine Zeitlang sogar zu einem dezidierten Antichristen geworden. Eine so tiefgreifende Wandlung und Krisis in bezug auf sein eigenes Verhältnis zum

Christentum hat Schiller nicht durchzumachen gehabt. So entschieden er schon frühzeitig und dies je länger je mehr das christliche Kirchentum ablehnte, das Christentum als solches, in der Idee, auch in seiner historischen Erscheinung, hat er stets gelten lassen. Selbst in seinem „Don Carlos“ ist dies, wie wir gesehen, in hohem Maße der Fall gewesen. So sehr er sich mit Goethen auch in dieser Richtung im Grunde einig wußte, so hatte dieser, seiner Meinung nach, in „Meisters Lehrjahren“, soweit diese damals Schillern vorlagen, die so bedeutsame Materie zu schnell abgetan. Ihm schien, daß über das Eigentümliche christlicher Religion und Religionsschwärmerei daselbst noch zu wenig gesagt sei, das, was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet worden sei.

„Ich finde in der christlichen Religion virtualiter,“ führt Schiller aus, „die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedensten Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird.“ —

„Da die Freundin des sechsten Buches,“ lautet Goethes Antwort, „aus der Erscheinung des Oheims sich nur so viel zueignet, als in ihren Kram taugt, und ich die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne erst im achten Buche in einer folgenden Generation erscheinen lasse, auch ganz mit dem, was Sie darüber schreiben, einverstanden bin, so werden Sie wohl am Ende nichts Wesentliches vermissen, besonders wenn wir die Materie noch einmal durchsprechen.“

Kein Zweifel, daß sich unsere beiden Dioskuren auch über diese „Materie“ bis in die letzte Tiefe hinein vollkommen ausgesprochen

und verständigt haben, ihre weiteren Dichtungen sind uns hierfür das sicherste Zeugnis.

Dieser Schillersche Brief an Goethe bietet übrigens die verlässigste Handhabe dafür, um gleichsam die Probe aufs Exempel zu machen: ob die versuchte Klarlegung der Art und Weise, wie er diese „Materie" in seinen eigenen dichterischen Werken verarbeitete, zutreffend gewesen ist. In der Tat hat er schon in seiner „Maria Stuart" den Anlaß ergriffen, den ästhetischen Zauber auch in der römischen Papstkirche so lebhaft als möglich uns vor Augen zu zaubern; nicht weniger freilich auch die Kehrseite der Medaille. Welche Tröstungen diese römische Priesterkirche einem gläubigen Gemüte, wie dem der Maria Stuart, zu bieten vermag, wie ihr deren Priester, kraft seiner Autorität als Stellvertreter Gottes, zur Aussöhnung mit dem Ewigen und damit zugleich mit ihrem schweren Schicksal verhilft, wie erleben wir das alles mit! Den Kulminationspunkt erstieg Schiller in dieser Hinsicht in seiner lothringischen Jungfrau. Eben in diesem Falle aber konnten wir auch am deutlichsten erkennen, wie scharf er zwischen dem christlichen Kirchentum und dem, was eine „schöne Seele" selbst aus dem diesem anhaftenden „Widrigen und Abgeschmackten" machen kann, unterschied. Am reinsten, ohne jede Schlacke, kam die Lichtseite dieser römischen Kirche zur Geltung in den Balladen.

Alles, was Schiller in dem angezogenen Briefe an Goethe über den hohen Wert des Christentums auch in seiner kirchlichen Form äußert, bezieht sich indes ausschließlich auf die Kirche als Glaubensgemeinschaft; sobald sie als politische Organisation und Macht in Frage steht, die Religion mit der Politik vermengt wird, gar die Kirche selbst die Weltherrschaft für sich beansprucht, sie das blut'ge Schwert schwingt oder lenkt, zögert er nicht, den Stab über sie zu brechen. Wir erinnern uns, wie es ihm das Zeitalter der Kreuzzüge, der Johanniter und der Maltheserritter in seiner Art antat; wie er als Historiker die Folgen der wiedergewonnenen engeren Beziehung zum Morgenlande für die Kultur des europäischen Abendlandes zu würdigen wußte. Freilich betonte er dabei immer die Blindheit eines Wahnes, der kein höheres Ziel zu kennen schien, als das hölzerne Kreuz, an welchem der Heiland gelitten haben sollte, oder sonst eine „heilige Reliquie", allein der Einzelne errang in seiner Vorstellung, dadurch daß er sich rück-

haltlos für Das einsetzte, was ihm das Heiligste war, die höchste Palme. Wie anders urteilte er indes, auch über das Zeitalter der Kreuzzüge, wenn er die päpstliche Politik, ihre Eingeber und Leiter ins Auge faßte! Wie da vor dem Auge des sachkundigen Historikers beispielsweise der Heiligenschein eines heiligen Bernhard schwand, erfahren wir ebenfalls aus einem Briefe an Goethe, und zwar vom 17. März 1802, also ein volles Jahrzehnt nach der angezogenen historischen Abhandlung. „Ich habe mich," heißt es nunmehr, „dieser Tage mit dem heiligen Bernhard beschäftigt und mich sehr über diese Bekanntschaft gefreut; es möchte schwer sein, in der Geschichte einen zweiten so weltkundigen geistlichen Schuft aufzutreiben, der zugleich in einem so trefflichen Elemente sich befände, um eine würdige Rolle zu spielen. Er war das Orakel seiner Zeit und beherrschte sie, ob er gleich und eben darum, weil er bloß ein Privatmann blieb und andere auf dem ersten Posten stehen ließ. Päpste waren seine Schüler und Könige seine Kreaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickste Mönchsdummheit, auch war er selbst nur ein Mönchskopf und besaß nichts als Klugheit und Heuchelei; aber es ist eine Freude, ihn verherrlicht zu sehen."

So hat sich Schillers Verhältnis zum kirchlichen Rom, trotz aller poetischen Schilderungen desselben, letzten Endes im Grunde nur zu immer unversöhnlicherem Gegensatze zugespitzt. Je mehr er dem Christentum auf den Kern drang, je höher er es der Idee nach und auch als Lebensregel, in der Praxis, wertete, nur um so unabweislicher mußte er es in seiner päpstlich-römischen Form, als Cäsaropapismus, verwerfen. „Der Dichter der Freiheit", wie ihn Goethe zubenannt hat, dem die Freiheit des Geistes und damit des Gewissens erstes und letztes war, und eine Theokratie, ein Priesterstaat in kirchlicher Form, welcher das Opfer des Intellekts zur Voraussetzung hat und kein höheres Prinzip kennt, als den blinden Gehorsam seiner gläubigen Heerde —

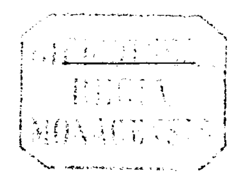
> Schillers Freiheitsdrang und Geistesflammen
> Und das „heil'ge Rom" — das stimmt nun einmal **nicht** zusammen!

Den endgiltigen, restlosen Zusammenbruch des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, im Gefolge von Austerlitz und Jena,

hat Schiller zwar nicht mehr erlebt, die vernichtenden Schläge indes, die es schon um die Wende des Jahrhunderts in seiner ganzen morschen Haltlosigkeit dargelegt hatten, ließen ihn den völligen Untergang im Geiste vorwegnehmen. Jenen verwickelten Bau, wie dieser in der westfälischen Friedensurkunde noch einmal besiegelt worden war und für den er selbst, als Geschichtsprofessor, zu Anfang der 90er Jahre noch so viel übrig gehabt hatte, sah er nunmehr mit politisch ganz anders geklärtem Blicke an. „Finster zwar und grau von Jahren", heißt es im Fragment aus dem Frühjahre 1801, das Suphan erst kürzlich so glücklich neu ins Licht gerückt hat, „aus den Zeiten der Barbaren, stammt der Deutschen altes Reich" — und so möge es getrost zugrunde gehen! Deswegen brauche der Deutsche nicht zu verzagen. Daß er sich, trotz des auf dem Schlachtfelde erlittenen Mißgeschickes immer wieder werde zur Geltung bringen, seinen Ehrenplatz unter den Kulturvölkern behaupten können, dafür ist Schillern die errungene Geisteshöhe, ist ihm sein eigenster Genius sichere Bürgschaft. Dessen ist er vor allem deswegen so gewiß, weil es der Deutsche gewesen ist, welcher, mit seinem Luther, dem kirchlichen Rom die tödlichste Fehde angesagt hat, und so singt er:

„Schwere Ketten drückten alle
„Völker auf dem Erdenballe,
„Als der Deutsche sie zerbrach,
„Fehde bot dem Vatikane,
„Krieg ankündigte dem Wahne,
„Der die ganze Welt bestach.

„Höhern Sieg hat der errungen,
„Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
„Der die Geister selbst befreit.
„Freiheit der Vernunft erfechten,
„Heißt für alle Völker rechten,
„Gilt für alle ew'ge Zeit."



Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Die soziale und politische
Bilanz der römischen Kirche.

Von **Yves Guyot.** — Autorisierte deutsche Übersetzung. — Preis M. 3.20.

Magdeburger Zeitung: ... Schneidige Waffen werden jedem geboten, der die Pflicht hat, klerikale Anmaßung zurückzuweisen. ... Wir empfehlen warm dies knappe Handbuch des Kampfes wider die römische Kirche.

Tägliche Rundschau, Berlin. Nicht häufig ist es, daß der Titel eines Buches so treffend den Inhalt angibt, wie hier. Man sieht aus vorliegender Schrift, daß der wahre Statistiker nicht nur mechanisch Material zusammenträgt, sondern daß er der Wissenschaft, um mit Kant zu reden, die Fackel der Erkenntnis voranträgt. ... Wunderbar ist, wie hier seitens eines Freidenkers nicht nur das Los von Rom ausgerufen wird, sondern in richtiger Erkenntnis des religiösen Bedürfnisses des Volkes das: Hin zum Protestantismus! ... Solch ein Buch sollte auch in Deutschland gelesen werden, gelesen werden von den maßgebenden Personen, die vielleicht den Ausführungen eines Ausländers eher ihr Ohr leihen, als den Warnungen deutscher Vaterlandsfreunde.

Das Buch wird in manchem Kopfe helles Licht aufgehen lassen.

So urteilt die „Frankfurter Zeitung" über das vor kurzem erschienene Werk:

Wissenschaft und Religion

von **Malvert.**

Mit 156 Abbildungen im Text.

Autorisierte Übertragung nach dem **25. Tausend** der französischen Ausgabe.

Preis brosch. M. 2.00, geb. M. 3.00.

Die vollständige Besprechung der Frankfurter Zeitung lautet: Des Franzosen A. Malvert „Science et Religion" ist jetzt in deutscher Übersetzung erschienen unter dem Titel „Wissenschaft und Religion". Das Büchlein zeigt, wie die uralte religiöse Symbolik der Naturmenschen bis in die neueste Zeit sich erhalten hat und in den heiligsten Formen steckt, wenn sie auch oft nicht gleich auf den ersten Blick zu erkennen ist. Die Geschichte des Feuer- und des Sonnenzeichens, Kreuz und Scheibe, ist ungemein lehrreich, durch Illustrationen erläutert, wirkt sie geradezu packend. Das Buch gehört zu jenen, die der weitesten Verbreitung wert sind; es leuchtet in die finstersten Winkel der menschlichen Geistesgeschichte und wird in manchem Kopfe helles Licht aufgehen lassen. Die Übersetzung ist vorzüglich.

Mein Austritt aus der katholischen Kirche.

Von Dr. theol. **C. Schieler,** ehem. Prof. der Theologie am Priesterseminar zu Mainz.

Zweite stark vermehrte Auflage. Preis M. —.90.

Christliche Welt, Marburg. Man erkennt, daß man es mit einem Mann zu tun hat, der aus innerster Überzeugung aus der katholischen Kirche austrat und dem es um die Sache, nicht um Personen zu tun ist.

Paternidad.

Spanisches Jesuitendrama von Don Segismundo Pey-Ordeix,

Priester der katholischen Kirche.

Autorisierte deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad.

Mit dem Bilde des Verfassers.

Preis M. 3.—.

Am Residenztheater in Hannover und den Vereinigten Stadttheatern zu Hamburg und Altona mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Tagblatt St. Gallen. In seinem Drama schildert er das Treiben der Jesuiten mit glühender Beredsamkeit. Es ist ein Tendenzstück zwar, aber ein solches von der hinreißenden Kraft der „Räuber."

Amerika noch nicht am Ziele.

Transgermanische Reisestudien von Ed. M. von Unruh.

Preis elegant broschiert M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Hamburger Fremdenblatt. Es tut wohl, auf die „unbegrenzten" Lobeshymmen auf Amerika endlich wieder einmal ein Buch anzutreffen, das auch den Unzulänglichkeiten gerecht wird und das mit größtem Rechte hervorhebt, ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten könne Amerika erst dann werden, wenn die großen und verhängnisvollen Fehler in Legislatur und Leben ihre Begrenzung erfahren haben.

Mit dem Tornister.

Feldzugs-Erinnerungen eines Infanteristen aus dem Jahre 1870.

Von **C. Rückert.** Preis broschiert M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

Berliner Zeitung, Berlin. ... so fing ich zu lesen an und las und las, bis ich die letzten Worte gelesen und zu der Erkenntnis kam, daß hier ein Buch der Öffentlichkeit übergeben wurde, das zu den wenigen Büchern gehört, nach deren Lektüre man von dem Bedauern erfüllt ist, daß wir kein anderes Mittel haben, Taten des Geistes mitzuteilen, als in dem sargartigen Rahmen eines Buches, den doch nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Menschen den Mut hat, zu zerbrechen. **Ich wünschte, es würden diesem Buche Apostel erstehen, die es, von Stadt zu Stadt ziehend, laut verkünden und preisen würden, die die Menschheit in Massen veranlassen würden, es zu lesen und immer wieder zu lesen.**

Die Religion der Zukunft.

Von Oberpräsidialrat **Th. Schultze.** Dritte stark vermehrte Aufl.

I. Teil: Das Christentum Christi und die Religion der Liebe. **Preis M. 2.—.**

II. Teil: Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. **Preis M. 2.—.**

Beide Teile gebunden in einen Band M. 5.50.

Neues Wiener Abendblatt. Man entnimmt auch diesem Buche, wie mächtig das religiöse und konfessionelle Problem unser Zeitalter der Forschung und des Unglaubens bewegt. Nicht bloß Philosophen und Gelehrte von Beruf, sondern auch Männer anderer Gesellschafts- und Arbeitsklassen gehen diesem Problem nach, Militärs, Beamte, Staatsmänner, selbst einfache Gewerbsleute und Handwerker. Dieses zwanzigste Jahrhundert scheint eine merkwürdige Ähnlichkeit bekommen zu sollen mit dem sechzehnten — Renaissance auf allen Gebieten.

Die zehn Gebote des Moses

in moderner Beleuchtung. Von Prediger **Gg. Schneider.**

Preis M. 1.60. Zweite Auflage.

Berliner Tageblatt. ... sind eine Probe der freireligiösen Erbauung, wie sie in Mannheim von dem bekannten Verfasser seinen Hörern dargeboten wird. Die Vorträge enthalten reichlich Kritik, die aber stets die würdigste Form bewahrt, und des Beherzigenswerten ist so viel in diesen Sonntagspredigten eines Materialisten, daß man das Büchlein Gleichgesinnten gern empfehlen mag.

Italienbücher von Albert Zacher.

Aus Vatikan und Quirinal. Bilder vom Nebeneinanderleben der beiden Höfe.

Von **Albert Zacher.** Umschlagzeichnung von Albert Genick (Rom).
Preis M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Breslauer Zeitung. Für den Literaturfreund bildet der Aufsatz: „Zolas Romane" mit seiner Wiedergabe der wenig schmeichelhaften Kritik der Romani di Roma an die Schilderung der „urbs" durch den französischen Veristen eine willkommene Gabe. Aber auch der bloße Zeitungsleser wird in dem teilweise mit lächelnder Skepsis geschriebenen Buche eine nicht nur unterhaltende, sondern auch wahrhaft unterrichtende Lektüre finden.

Assessor Assemacher in Italien. Freuden u. Leiden eines rheinischen Jubiläumspilgers.

Von **Albert Zacher.**
Ein starker Band von 672 Seiten. Preis M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.50.

Hamburger Nachrichten. ... Die Erlebnisse des Assessors Assemacher, eines „Kölschen Jungs", der auf nicht ganz einwandfreie Weise zur Anlegung des Pilgerkleides und zur Bet- und Kneipfahrt über die Alpen veranlaßt wird, sind der Widerschein der durchaus nicht idealisierten oder geschminkten Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen, die der scharfblickende Verfasser in langjährigem Aufenthalte am Tiberufer und in anderen Gebieten der schönen, vernachlässigten Halbinsel gesammelt hat. .... Dafür werden alle diejenigen dem äußerst bunten Inhalte des Zacherschen Buches heitere und belehrende Stunden verdanken, die Sinn für Realismus haben und die Geltung des Freibriefes für Witz und Satire nicht eingeschränkt zu sehen lieben.

Was die Campagna erzählt.

Erster Teil: **Vor den Toren Roms.** In biegsamem Leinenband M. 3.—.

Zweiter Teil: **Albanergebirge — Lateinische Küste — Sabinergebirge.** In biegsamem Leinenband M. 4.—.

Allgemeines Literaturblatt, Wien. Die hohen Vorzüge, die ich an dem ersten Bändchen hervorheben konnte, finden sich in womöglich noch gesteigerter Weise in diesem zweiten. Einzelne Schilderungen von Land und Leuten sind wirklich künstlerisch abgerundet. Als besonders erfreulich muß ich es bezeichnen, daß der Verfasser mit vielen Reisebücherangaben aufräumt, die sich von Auflage zu Auflage weiterschleppen, ohne daß die Herausgeber untersuchen, ob die Schilderung noch den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. Der Verfasser beurteilt die Dinge nicht auf Grund von Berichten anderer, sondern aus eigener Anschauung heraus und das ist der Hauptvorzug des Buches. Zacher gehört zu den fleißigsten der deutschen über Italien schreibenden Autoren. Freilich, er schöpft aus dem Vollen: ein neun Jahre lang währender Aufenthalt im Lande selbst, vieles Reisen und beständiger Kontakt mit allen Volksschichten, wie ihn sein publizistischer Beruf mit sich bringt, hat ihm eine besondere Kenntnis von Land und Leuten verschafft, wie man sie selten findet.

Eine Frühlingsreise in Griechenland

von **A. Döring**, Gymnasialdirektor a. D. und Professor an der Universität Berlin. Mit acht ganzseitigen Illustrationen. — In vornehmer Ausstattung.

Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Neue Freie Presse, Wien. Die Vorzüge seiner Schrift liegen in genauen Beobachtungen und Angaben über das Technische des Reisens in Griechenland, in reichlicher Mitteilung von Eindrücken und Erlebnissen, die das heutige Leben im Lande betreffen, und darin, daß ihn seine Reise in ungewöhnlicher Ausdehnung Griechenland kennen gelehrt hat. .... Möchten diese Bemerkungen recht viele veranlassen, auch aus dieser Schrift Anregung und Lust zur Reise nach dem Lande der Griechen zu schöpfen.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.






books2ebooks.eu


books2ebooks.eu


BSB
Bayerische
StaatsBibliothek